

BÜRGER

WERKE UND BRIEFE

AUSWAHL

*Herausgegeben von
Wolfgang Friedrich*

VEB BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT

LEIPZIG

EINFÜHRUNG

KINDHEIT UND JUGEND

Gottfried August Bürger, in der Silvesternacht des Jahres 1747 geboren, wuchs als Kind recht wild heran. Sein Vater Johann Gottfried Bürger (1706–1764) war Pfarrer in Molmerswende, einem kleinen Ort im Ostharz. Er unterrichtete anfangs den Sohn selbst, freilich so schlecht, daß dieser bis zum zwölften Jahr nicht viel mehr als Lesen und Schreiben gelernt hatte. Bürger empfing allerdings in seinem Elternhause auch Eindrücke, die lebenslang in ihm wirkten. Er wurde mit dem protestantischen Kirchenlied und Luthers kraftvoller Bibelübersetzung vertraut und hörte Volkslieder, Märchen und Sagen. Vor allem lernte er das Leben und Treiben der Bauern, der Jäger, Knechte und Mägde kennen. Seine Großeltern waren selbst Bauern; der Großvater mütterlicherseits, Jacob Philipp Bauer, lebte als Pächter in Aschersleben, der Großvater väterlicherseits, Johann Heinrich Bürger, als Freibauer in Pansfelde, einem Molmerswende benachbarten, ebenso ärmlichen Dorf.

Das Dasein des Volkes war in dieser Zeit nicht reich an Freuden. Deutschland war in hunderte kleiner Länder gespalten, deren Fürsten nach dem Vorbild der Könige Frankreichs luxuriös zu leben und absolutistisch zu regieren suchten. Der französische Absolutismus, so schwer er Bauern und Bürger drückte, trug immerhin nationales Gepräge; er hatte einen einheitlichen Staat geschaffen. Die deutschen Fürsten aber waren meist nur gekrönte Vertreter eines grundbesitzenden Feudaladels, der fast unumschränkt herrschte. Bauern und landlose Tagelöhner waren ihm leibeigen oder hörig; sie mußten Abgaben und Frondienste leisten. Auch die Handwerker, Kaufleute und Besitzer von Manufakturen hingen wirtschaftlich völlig von ihm und den fürstlichen Höfen ab. Diese Abhängigkeit, die Leibeigenschaft und die territoriale Zersplitterung hemmten die wirtschaftliche und politische Entwicklung Deutschlands. Sie erzeugten Not und Elend.

Das deutsche Volk ließ sich freilich keineswegs völlig ungestraft unterdrücken. Die Handwerksgelesen, die Manufaktur- und Bergarbeiter setzten sich gegen die Zünfte, gegen die aristokratische Oberschicht des Bürgertums und die Willkür der fürstlichen Beamten zur Wehr. Die Bauern flohen nicht selten aus der Leibeigenschaft oder verweigerten ungerechtfertigte Fronarbeiten. Manchmal kam es zu Racheakten oder sogar zu spontan ausbrechenden Revolten. Die Bauern rotteten sich zusammen, verprügelten oder erschlugen einzelne Feudalherren oder ihre Vögte und Amtleute.

Bürger hat den bauerlichen Widerstand ohne Zweifel schon als Kind kennengelernt. Sein Heimatdorf war im ausgehenden 18. Jahrhundert ein berüchtigtes Schmugglernest, und er wird oft genug erlebt haben, wie den verhaßten preußischen, sächsischen und anhaltinischen Zollbeamten und Polizeisoldaten ein Schnippchen geschlagen wurde.

Den Eltern Gottfried August Bürgers gelang es nicht, die Kosten einer höheren Schulbildung für ihren Sohn aufzubringen. Die Pfarre des Vaters brachte 160 Taler im Jahr ein, die kaum zum Unterhalt der Familie reichten. Der Pansfelder Freibauer konnte auch nicht helfen, nur der Großvater Bauer in Aschersleben war dazu in der Lage. Gottfried August siedelte also nach dort über. Er besuchte von 1759–1760 die Stadtschule und wurde dann auf das von August Hermann Francke gestiftete Pädagogium in Halle geschickt. Wie auf der Stadtschule gehörte er hier bald zu den besten Schülern. Der Rektor der Anstalt, Johann Anton Niemeyer (1723–1765), ein strenggläubiger Pietist, notierte 1761 in seinem Tagebuch: »Bürger, des alten Herrn Provisors Bauer in Aschersleben Enkel, hat ganz ungemene Fähigkeiten und einen gleich großen Stolz.« Des öfteren mußte der »kleine Bürger«, wie ihn Niemeyer in seinen Eintragungen zu nennen pflegte, als Vertreter der Schüler auftreten, beispielsweise am 18. April 1763 zur Feier des Hubertusburger Friedens, der den Siebenjährigen Krieg Friedrichs II. von Preußen abschloß. Am 29. oder 30. September 1763 trug er bei einem öffentlichen Examen seine erste, leider nicht erhaltene Ode »Christus in Gethsemane« vor. Besonderes Interesse brachte Bürger auf dem Pädagogium den Übungen im Versemachen entgegen, die Christian Leiste (1738 bis 1815) – später ein Freund Lessings – veranstaltete. Er wetteiferte dabei mit Friedrich Leopold Günther Goekingk, der einer seiner vertrauten Freunde werden sollte.

Michaelis 1763 mußte Bürger plötzlich das Pädagogium ver-

lassen. Sein Großvater holte ihn nach Aschersleben zurück, schickte ihn aber im Frühjahr des folgenden Jahres wieder nach Halle, nun allerdings auf die Universität. Am 26. Mai 1764 wurde Bürger in ihre Listen als Student der Theologie eingetragen. Ein neuer Abschnitt seiner Entwicklung begann; er lernte auf der Universität das Geistesgut der Aufklärung kennen.

STUDENT IN HALLE UND GÖTTINGEN

Die Aufklärung forderte die Religion und die Wissenschaft ihrer Zeit, den Staat und die Wirtschaftsweise des Feudalsystems vor den Richterstuhl des selbstdenkenden Verstandes und stellte neue Grundsätze für das geistige und gesellschaftliche Leben auf. Friedrich Engels hat ihr Grundanliegen in seiner Abhandlung »Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft« mit folgenden Worten gekennzeichnet: »... alle altüberlieferten Vorstellungen wurden als unvernünftig in die Rumpelkammer geworfen; die Welt hatte sich bisher lediglich von Vorurteilen leiten lassen; alles Vergangne verdiente nur Mitleid und Verachtung. Jetzt erst brach das Tageslicht, das Reich der Vernunft an; von nun an sollte der Aberglaube, das Unrecht, das Privilegium und die Unterdrückung verdrängt werden durch die ewige Wahrheit, die ewige Gerechtigkeit, die in der Natur begründete Gleichheit und die unveräußerlichen Menschenrechte.« Die deutsche Aufklärung übernahm ihr Gedankengut ursprünglich von Denkern des westlichen Auslandes. Ihre schöngeistige Literatur eiferte Vorbildern aus England und Frankreich nach, zuerst den Dramen des französischen Klassizismus, dann Voltaires Werken, schließlich den Dichtungen Miltons und den Romanen Samuel Richardsons (1689–1761), Henry Fieldings (1707 bis 1754), Oliver Goldsmiths (1728–1774) und Lawrence Sternes (1713–1768), um nur einige Beispiele zu nennen. Philosophie und Literatur der deutschen Aufklärung waren jedoch nicht ausschließlich eingeführtes Gut, ebensowenig entstanden sie lediglich aus dem Wunsch, es dem Bürgertum Englands und Frankreichs gleichzutun; sie wuchsen auch aus einheimischen Wurzeln. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann sich die soziale Lage der Bürger etwas zu bessern. So gering der Aufschwung war, bewirkte er doch ein allmähliches Erstarren ihres Selbstgefühls. Natürlich bildeten nach wie vor die Wünsche des Bürgertums und die Höhe seiner geistigen Kultur einen scharfen Gegen-

satz zur Wirklichkeit. Die deutsche Aufklärung erhielt dadurch einen eigentümlich widerspruchsvollen Charakter. Sie war weniger eine allgemein bürgerliche, als eine Bewegung geistig regsamer Intellektueller, die sich dem Volk gegenüber als Lehrer fühlten. Daraus erklären sich auch der gelehrte Gehalt und die steifen Formen der Dichtungen deutscher Aufklärer.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erreichte die deutsche Aufklärung im Schaffen Gotthold Ephraim Lessings (1729–1781) und Friedrich Gottlieb Klopstocks (1724–1803) einen ersten Höhepunkt von weltliterarischer Bedeutung. Lessing, als Philosoph, Ästhetiker und Dichter gleicherweise tätig und wirkungsvoll, trat nicht allein gegen die offenen Vertreter des Feudalabsolutismus auf, er kämpfte gleichzeitig gegen den aufgeklärten Absolutismus, wie er sich im Wirken Friedrichs II. von Preußen, Josephs II. von Österreich und anderer Herrscher zeigte. Diese Fürsten führten wohl einige Reformen durch, dachten dabei aber weniger an die Wohlfahrt des Volkes als daran, ihre Macht zu befestigen und zu erweitern. Sie versuchten sich die Aufklärung dienstbar zu machen, indem sie deren Illusionen über die Möglichkeiten und die Wirksamkeit einer Erziehung der Fürsten und des Feudaladels ausnutzten. Die Illusionen waren allerdings aus einer durchaus realen Beurteilung der deutschen Zustände entstanden. Die deutschen Aufklärer spürten nämlich, daß ihnen der Rückhalt einer starken bürgerlichen Klasse und einer antifeudalen Volksbewegung fehlte.

Gottfried August Bürger wurde von einem Gelehrten in das Geistesgut der Aufklärung eingeführt, der von Lessing und auch von Johann Gottfried Herder (1744–1803), dem ersten und bedeutendsten Theoretiker der Sturm-und-Drang-Bewegung, scharf angegriffen wurde: von Christian Adolf Klotz (1738–1771). Sie zogen gegen ihn zu Felde – Lessing in den »Briefen antiquarischen Inhalts« (1768/69) und Herder in den »Kritischen Wäldern« (1769) – als er in seiner Zeitschrift »Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften« Lessings »Hamburgische Dramaturgie« (1767/69) und in einem Büchlein dessen »Laokoon« (1766) leicht hin abtat.

Klotz wurde 1764 als Professor der Beredsamkeit und der Philosophie nach Halle gerufen. Er war außerordentlich ehrgeizig und strebte deswegen, eine Sekte von Anhängern und Bewunderern um sich zu scharen. Der junge Bürger gesellte sich zu diesem Kreis und hat viel von Klotz gelernt. Klotz war oberflächlich, besaß aber Geschmack – selbst Lessing hat ihm das be-

scheinigt – und ausgebreitete Kenntnisse der antiken Literatur. Er festigte Bürgers Widerwillen gegen jeden lebensfremden Wissenschaftsbetrieb. Unter seinem Einfluß löste sich der junge Student auch von der pietistischen Theologie, die damals an der Universität gelehrt wurde.

Halles Universität galt seit den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts als eine Hochburg der Aufklärung, an ihr hatten einst der Naturrechtler Christian Thomasius (1655–1728) und der rationalistische Philosoph Christian Wolff (1679–1754) gewirkt, und gleichzeitig als Zentrum des Pietismus. Der Pietismus war Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts als Opposition innerhalb des lutherischen Protestantismus entstanden und tatkräftig aufgetreten. Mehr und mehr waren dann in seinen Lehren Züge der Resignation vorherrschend geworden. Er verwies jetzt die vom Leben enttäuschten und entwürdigten Gläubigen auf das Glück, das ihrer im Jenseits harre, und vermied, sich mit den in Kirche und Staat herrschenden Mächten auseinanderzusetzen.

Im Elternhaus und auf dem Pädagogium war Bürger pietistischen Einflüssen ausgesetzt gewesen. Jetzt verließ er die Theologie, deren Studium sein Großvater verlangt hatte, und begann die antiken Sprachen und Literaturen, Geschichte und Rechtswissenschaften zu studieren. Er beschäftigte sich also mit Fächern, denen die Aufklärer große Bedeutung zumaßen. Auf dem Gebiet der Rechtswissenschaften und der Rechtspflege kämpften sie für vernunftgemäße Gesetze und eine humane Anwendung des Strafrechts. Die altgriechische und römische Philosophie und Literatur erschien ihnen als Ausdruck des Lebens in einer freien und naturhaften Gesellschaft. In den Republikanern des Altertums erblickten sie edle Streiter für Freiheit und Gerechtigkeit und begeisterten sich an ihren Taten, ungeachtet der Tatsache, daß es sich um Sklavenhalter gehandelt hatte.

Klotz erkannte sehr bald das poetische Talent seines jungen Freundes. Er schärfte Bürgers Empfinden für stilistischen Reichtum und metrische Genauigkeit und legte den Grund zu Bürgers späterer Formgewandtheit. Ihre Freundschaft zeitigte freilich zugleich negative Folgen. Klotz ermunterte Bürger wohl zur Arbeit, zog ihn aber andererseits in das ausgelassene Treiben der mit ihm befreundeten Professoren und Studenten. Zwar waren Trinkgelage und Gastmähler damals in Halle durchaus üblich. Goethe, der 1765–1768 im benachbarten Leipzig studierte, schrieb noch im Alter empört über die Hallesche Universität: »In Jena und Halle war die Roheit aufs höchste gestiegen, körperliche Stärke,

Fechtergewandtheit, die wildeste Selbsthilfe war dort an der Tagesordnung; und ein solcher Zustand kann sich nur durch den gemeinsten Saus und Braus erhalten und fortpflanzen« (»Dichtung und Wahrheit«).

1767 mußte Bürger plötzlich die Universität Halle verlassen. Die preussische Regierung hatte studentische Verbindungen, Landsmannschaften und Studentenorden, in erster Linie die »ausländischer« Studenten, verboten. Trotzdem beschlossen die Niedersachsen an der Universität Halle im Juli 1767, eine Gesellschaft zu gründen. Nach ihrem Statut, das 1856 von Heinrich Pröhle in seiner Bürger-Biographie veröffentlicht wurde, sollte sie der Pflege studentischer Geselligkeit im Kreise von Landsleuten dienen. Sicherlich hätte man bei ihren Zusammenkünften auch politische Fragen erörtert. Die Universitätsbehörden waren deshalb vorsichtig genug, den Plan sofort zu durchkreuzen, als sie durch eine anonyme Anzeige von ihm erfuhren. Der Senior der Niedersachsen wurde von der Universität verwiesen; Bürger, einer der vier leitenden Adjutanten, wurde am 8. August 1767 mit einer Woche Karzer bestraft. Davon hörte offensichtlich der Großvater Bauer sehr schnell. Bei Bürgers Verhör war zudem bekannt geworden, daß er nicht mehr Theologie studierte. Der alte Bauer rief daraufhin seinen Enkel von der Universität ab. Bürger mußte den Winter 1767/1768 in Aschersleben verbringen, konnte jedoch seinen Großvater besänftigen und veranlassen, ihn im Frühjahr 1768 zum Jurastudium nach Göttingen zu schicken. Bürger traf Ostern 1768 in Göttingen ein und nahm bei der Schwiegermutter von Klotz Quartier. In ihrem Hause geriet er wiederum in eine ausgelassene Gesellschaft und versäß in der nächsten Zeit mehr Stunden in Kneipen als in Hörsälen. Jedoch liegen keine Beweise dafür vor, daß sein Lebenswandel Anstoß erregte. Nichtsdestoweniger verstieg sich Götz von Selle, der Historiker der Göttinger Universität, dazu, Bürger als Beispiel eines heruntergekommenen Studenten hinzustellen. »Mehr als einmal«, schrieb er 1934 in seinem Buch »Die Georg-August-Universität zu Göttingen«, »durchtobt G. A. Bürger mit seinen Kumpanen die Straßen und scheucht ehrsame Göttinger aus dem Schlaf . . .« Das mag vorgekommen sein; Bürger hat wie so mancher große Dichter guten Wein geliebt. Selles Bemerkung wird auch nur bedeutungsvoll, wenn man sie im Zusammenhang mit den vielen moralischen Verleumdungen Bürgers sieht. Sie alle entsprangen, bewußt oder unbewußt, der Absicht, den Menschen Bürger in den Augen seiner Leser herabzusetzen und so die Wir-

kung seiner freiheitlichen und volkstümlichen Werke abzuschwächen. Bürger hat lediglich so studentisch flott gelebt, wie es damals üblich war. Außerdem wandte er sich bald, wie eine Eingabe an den Göttinger Prorektor G. L. Böhmer aus dem Jahre 1770 beweist, vom Treiben derjenigen Studenten ab, deren Ideale Trinkfestigkeit und sexuelles Kraftmeiertum waren.

In den Jahren 1769–1771 galt Bürger als fleißiger Student. Die Universitätsbücherei benutzte er so eifrig wie damals nur wenige Studenten. 1769 entlieh er 8, 1770 schon 37 und 1771 dann 47 historische und juristische Werke. Bürger trieb neben seinem eigentlichen Fachstudium auch geschichtliche und ausgedehnte Sprach- und Literaturstudien. Er beherrschte die französische, englische, lateinische und griechische Sprache und trieb außerdem Italienisch, Spanisch und später noch Schwedisch, wollte er doch die große Literatur des Auslandes im Original lesen können. Homers »Ilias« stand dabei im Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit. Er setzte die wahrscheinlich schon in Halle begonnene Übertragung dieses Werkes fort. Am meisten begeisterte sich Bürger jedoch für Shakespeare, dessen Dramen er gemeinsam mit Boie und einigen anderen Freunden im Original las.

Heinrich Christian Boie (1744–1806) wird in Literaturgeschichten meist nicht recht gewürdigt. Er war kein schöpferischer Geist, der sich durch Dichtungen unsterblich machte. Immerhin können einige seiner Gedichte ehrenvoll neben manch anderem Werk des Sturm und Drang bestehen; sein Lied »Der Schuhknecht« (Die Lore vorm Tore) wird noch heute gesungen. Boie besaß vor allem eine großartige Begabung, schöpferische Charaktere zu erkennen und mit feinem Takt zu fördern. Bürger hatte er schon 1767 bei Klotz gesehen, zu näherer Bekanntschaft kam es aber erst 1769/1770. Von da an standen sie in ausgedehntem Briefverkehr, der erst 1780 etwas abflaute. Boie blieb bis 1776 in Göttingen, wurde dann Stabssekretär in Hannover und 1781 Landvogt von Süddithmarschen. Ihren persönlichen Eigenschaften nach bildeten die Freunde rechte Gegensätze: Bürger war ein stürmischer Mensch, der leidenschaftlich lieben und hassen konnte – Boie war ernst, besonnen und manchmal etwas pedantisch. Beide waren sie jedoch von ähnlichen Gesinnungen be-seelt. Boie teilte Bürgers radikale Auffassungen nicht in jedem Falle, hatte aber Verständnis für sie: Boie war es, der Bürger am 27. Juli 1775 aufforderte, sein Gedicht »Der Bauer. An seinen Durchlauchtigen Tyrannen« zu vollenden! – Die anderen frühen Göttinger Freunde aus dem Shakespeare-Klub, wie sich die Ver-

einigung nannte, blieben stets in den Grenzen einer liberalen Auffassung der Aufklärung befangen: Johann Erich Biester (1749 bis 1816), von 1784 an königlich-preußischer Bibliothekar in Berlin, Matthias Christian Sprengel (1746–1803), ein Schüler Schlözers, später Geschichtspräsident in Halle, Johann Matthäus Tesdorpf (1749–1824), seit 1773 Ratssekretär, 1806 Bürgermeister von Lübeck, und Christian Albrecht von Kielmannsegge (1750 bis 1798). Bürger bekannte später stolz, daß er bereits in diesem Kreise, schon vor dem Entstehen der eigentlichen Sturm-und-Drang-Bewegung, Shakespeare gründlich gelesen hatte. 1783 widmete er Biester seine Macbeth-Übersetzung: »Diesem Macbeth . . . habe ich Deinen Namen zum Zeugnisse vorgesetzt, wie unvergeßlich mir jene göttlichen Stunden sind, da wir uns zusammen mit einer Art andächtigen Entzückens des größten Dichtergenius freuten, der je gewesen ist, und sein wird.«

Außer in seiner Übersetzerarbeit fuhr Bürger auch in poetischen Versuchen fort. Einige der bereits in Halle, mindestens aber 1768/1769 in Göttingen entstandenen Gedichte sind in unsere Auswahl aufgenommen, »Trinklied« (Herr Bacchus), »Das Dörfchen« und das erste gedruckte Gedicht Bürgers, »Lais und Demosthenes«. Sie zeigen, daß Bürger damals noch die spielerische Lyrik der Anakreontiker, die innerhalb der Aufklärung die leichte Muse vertraten und die Liebe und den Wein besangen, als Vorbild ansah. Allerdings erklangen in diesen Gedichten schon volkstümliche Töne, um die sich unter den anakreontischen Lyrikern eigentlich nur Gleim bemühte. Der Erfolg des »Trinkliedes« z. B. war seinen volksliedhaften Elementen zu verdanken, die jedenfalls aus Studentenliedern übernommen worden waren.

Durch Boie kam Bürger mit Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803) in Verbindung. Gleim, von dessen Werken noch die Rede sein wird, bemühte sich, jungen, begabten Dichtern und Schriftstellern zu helfen, hatte er doch in Halberstadt ein recht einträgliches und dabei bequemes Amt inne. »Er hätte ebensowohl des Atemholens entbehrt als des . . . Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er sich . . . viele Freunde, Schuldner und Abhängige . . .« schrieb Goethe in »Dichtung und Wahrheit«. Zu diesen Freunden und Schuldnern gehörte auch Bürger. Wie Gleim und Bürger miteinander bekannt wurden, kann aus dem ersten Teil »Briefe von, an und über Bürger« entnommen werden. Boie malte allerdings in seinem Brief vom 28. Januar 1771 Bürgers Verhältnisse

etwas schwarz. Die Lebensführung seines Freundes kann, das sei nochmals wiederholt, gar nicht so schlimm gewesen sein; denn sonst wäre es unerklärlich, daß sich 1771 sofort drei Göttinger fanden, die dem ihnen gewiß persönlich bekannten Studenten Bürgerschaft über 300 bzw. 600 Taler leisteten. Bürger war freilich in Schulden geraten. Sein Großvater gab ihm keinen Pfennig mehr, obwohl er nicht gerade arm war, kam doch nach dem Tode Bauers (31. Dezember 1772) allein Bürgers Erbteil auf 8000 Taler zu stehen. Sein Enkel mußte allerlei Brotarbeiten machen. Er fertigte Gedichte zu Kindtaufen, Hochzeiten und ähnlichen Anlässen an und übersetzte den griechischen Roman »Anthia und Abrokomas« des Xenophon von Ephesos, eine belanglose abenteuerliche Liebesgeschichte. Gleim unterstützte Bürger mehr dadurch, daß er sein Selbstgefühl hob, als durch Geld. Er hat ihm nur einmal oder zweimal eine kleinere Summe geliehen.

Im Juli 1771 lernten sich Bürger und Gleim persönlich kennen. So eng und vertraulich ihre Bekanntschaft jetzt wurde, so wenig bestimmend war sie doch für den Dichter Bürger. Bürgers Werke bildeten einen Teil des Sturm und Drang; ihre Gründe und ihr Wert sind ohne eine gewisse Kenntnis dieser Bewegung schwer zu ermessen.

STURM UND DRANG

Es erscheint verwunderlich, daß bei den elenden gesellschaftlichen Zuständen Deutschlands um 1770 die Literatur aufblühte. Entwicklung im Bereich des Überbaus bei gleichzeitiger Stagnation im Bereich der Produktion und der Basis? Die Frage wurde früher meist dadurch beantwortet, daß man den literarischen Aufschwung aus dem Einfluß des westlichen Auslandes ableitete. Diesen Einfluß gab es aber schon im frühen 18. Jahrhundert. Selbst wenn man berücksichtigt, daß er sich seit der Jahrhundertmitte verstärkte, daß vor allen Dingen jetzt die Schriften Jean-Jacques Rousseaus (1712–1778) zu wirken anfangen, daß infolgedessen der Wunsch der deutschen Intelligenz stärker wurde, es dem Bürgertum Englands und Frankreichs gleichzutun, erklärt das nicht völlig, warum in Deutschland eine nationale und volkstümliche Literatur zu entstehen begann. Den Weg zur Lösung des Problems wies schon Friedrich Engels in einem Brief an C. Schmidt vom 27. Oktober 1890. Er schrieb hier, daß auch in Deutschland »die allgemeine Literaturblüte jener Zeit, auch *Resultat eines ökonomischen Aufschwungs*« war.

Neuere Forschungen haben die Ansicht von Engels bestätigt: Der Aufschwung der deutschen Literatur seit 1760/1770 beruhte auf dem geistigen und literarischen Einfluß aus dem westlichen Ausland und zugleich auf einer Beschleunigung der gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland selbst. Der Fortschritt Deutschlands in den Jahrzehnten nach 1760 ist sicherlich am besten dadurch zu charakterisieren, daß man ihn einen allmählichen Kapitalisierungsprozeß nennt. In der gewerblich-industriellen Produktion erfolgte in wachsendem Maße der Übergang von der Produktion in kleinen Handwerksbetrieben zur Produktion in größeren Werkstätten. Der Handel verstärkte sich trotz der vielen Zollschranken zwischen den einzelnen deutschen Ländern. Eine Reihe von Kaufleuten gelangte in den Besitz größerer Geldmittel und ging dazu über, neue Verlagsbetriebe und Manufakturen zu gründen. Es fehlte ihnen freilich bald an Arbeitskräften; denn der überwiegende Teil der arbeitenden Bevölkerung lebte ja immer noch in feudalen Bindungen. Das lenkte die Aufmerksamkeit des Bürgertums und der Intelligenz auf die Landwirtschaft. Agrarkrisen und Hungerjahre ließen in ihr den schwächsten Punkt der verfallenden Feudalordnung erkennen. Gleichzeitig wurden die Theorien der französischen Physiokraten bekannt, denen die Landwirtschaft als einzige Quelle des Reichtums und als Grundlage der Wirtschaft galt. Agrarwissenschaftler und einsichtige Gutsbesitzer versuchten jetzt neue, in England erprobte Produktionsmethoden in die deutsche Landwirtschaft einzuführen. Sie traten gegen feudale Privilegien auf, forderten beispielsweise die Abschaffung der Leibeigenschaft und eine Herabsetzung und genaue Regelung der Abgaben und der bäuerlichen Dienstleistungen.

Der ökonomische Fortschritt war nicht so groß, daß eine entschlossene bürgerliche Klasse entstand, die an der Spitze des gesamten Volkes um die Beseitigung des feudalabsolutistischen Regimes, namentlich der territorialen Zersplitterung und der Leibeigenschaft focht. Nur wenige Deutsche haben schon in den siebziger Jahren geahnt, daß dies eigentlich die Aufgaben des Bürgertums waren. Indessen veränderten sich doch die Beziehungen der verschiedenen Klassen und Schichten. Das Bürgertum wurde etwas selbstbewußter; der Widerspruch zwischen Feudaladel und Volk vertiefte sich. Besonders bedeutungsvoll war, daß sich die antifeudalen Äußerungen der unteren Volksschichten verschärfen. Die Aktionen der Bauern und der plebejisch-vorproletarischen Schichten blieben zwar einschließlich größerer Revolten, wie

der 1766 in Oberschlesien, 1769 in Bayern und 1775 in Böhmen, immer noch lokal begrenzt und kurzlebig, aber im allgemeinen erweiterte sich der Widerstand. Früher hatten die Bauern zum Beispiel die Jagdleidenschaft der Fürsten und Gutsherren meist geduldig hingenommen. Inzwischen war das Wild so vermehrt worden, daß es nicht selten die Hälfte der Ernte vernichtete. Obendrein ritten die Herren bei Hetzjagden noch rücksichtslos über Felder und Wiesen. Sie verboten sogar, daß die Bauern Zäune errichteten oder Hunde auf das Wild jagten. Die Bauern mußten sich selbst helfen. Sie vertrieben das Wild – manchmal taten sich dazu ganze Dörfer zusammen! – oder fingen und schossen es heimlich ab. Neue und besonders scharfe Formen nahm der Widerstand der zum Militärdienst gepreßten Bürger, Bauern und Plebejer an. Sie dachten nicht mehr daran, freiwillig für ihre Unterdrücker zu verbluten, und desertierten, vor allem zwischen 1775 und 1783, als deutsche Fürsten fast 30000 ihrer Untertanen an England verschacherten, das gegen seine aufständischen Kolonien in Nordamerika Krieg führte. In diesen Jahren kam es sogar zu bewaffneten Meutereien der Zwangssoldaten. Am 9. März 1777 kam es beispielsweise bei den nach Amerika bestimmten Truppen des Markgrafen von Ansbach zu einer Schießerei mit der Bewachungsmannschaft. Der Markgraf wurde dadurch gezwungen, keine Landeskinder mehr »anzuwerben« und zu verkaufen.

Die sozialökonomische Entwicklung der Jahre um 1770 hat natürlich nicht unmittelbar auf die Dichtungen des Sturm und Drang gewirkt. Sicher ist aber der rebellische Ton in den Dramen Goethes oder Klingers ein künstlerischer Widerhall sich verschärfender Klassenwidersprüche. Andererseits spiegelte das Streben der Stürmer und Dränger nach Volkstümlichkeit die Beziehungen wider, die sich zwischen Bürgertum, Intelligenz und den unteren Volksschichten anzubahnen begannen. Neben den geschilderten historisch-ökonomischen Ursachen und dem Einfluß der bürgerlichen Kultur und Literatur des westlichen Auslandes bildete die deutsche Aufklärung der Zeit vor 1770 eine der Wurzeln der Sturm- und Drang-Bewegung. Aufklärung und Sturm und Drang standen nicht in unbedingtem Gegensatz; sie waren im Grunde genommen einander bedingende Abschnitte eines einheitlichen Entwicklungsprozesses. »Die deutsche Aufklärung«, schrieb Georg Lukács dazu, »ist in ihrer Einheitlichkeit durch die gemeinsame gesellschaftliche Grundlage, durch die gemeinsamen Feinde ... und durch die gemeinsamen Aufgaben bestimmt« (Fortschritt und Reaktion in der deutschen Literatur). Die Stürmer und Dränger

kämpften im Geiste ihrer Vorgänger gegen die feudalhöfische Kultur. Gleichzeitig lehnten sie aber auch deren einseitig-rationalistische Literaturtheorie ab und stießen über die geistigen Grenzen der frühen Aufklärung vor. Frei vom Zwang starrer Regeln sollte das schöpferische Genie seine Kräfte entfalten und sein Wollen in Taten umsetzen können. Es mußte einfach rebellieren, als Dichter gegen jeden Regelzwang, als Mensch und Patriot gegen den kleinstaatlichen Absolutismus und die feudale Standesordnung. Die Rebellion konnte sich jedoch nur literarisch-künstlerisch äußern; in der Wirklichkeit hatte sie keine Aussicht auf Erfolg. Deswegen bestimmte neben Rebellion und Kritik die alte aufklärerische Idee der Fürstenerziehung den ideologischen Gehalt vieler Werke des Sturm und Drang.

Die künstlerische und theoretische Literatur des Sturm und Drang kann hier nicht im einzelnen behandelt werden. Sein äußerer Verlauf muß jedoch skizziert werden.

Die Stürmer und Dränger waren keine Einzelgänger; sie bildeten feste, durch gemeinsame Ziele und gemeinsame Arbeiten verbundene Gruppen. Ihr erster Kreis entstand 1770 um Herder und Goethe in Straßburg, löste sich aber bald wieder auf. Goethe schuf sich dann 1771–1775 in Frankfurt einen festen Freundeskreis, in dessen Mittelpunkt anfangs die gemeinsame Herausgabe der »Frankfurter gelehrten Anzeigen« durch Herder, Goethe und Johann Heinrich Merck (1741–1791) stand. Später gehörten zu ihm Friedrich Maximilian Klinger (1752–1831) und Heinrich Leopold Wagner. Auch mit Lenz, der seinerseits 1775 in Straßburg eine »Gesellschaft der deutschen Sprache« gründete, war Goethe freundschaftlich verbunden. Außerhalb dieser Gruppen standen Schubart und Maler Müller (1749–1825), die jedoch viele der süddeutschen Stürmer und Dränger persönlich kannten. Schubart war unter den Stürmern und Drängern der Bürger Wesenverwandteste. Seine Lieder und Gedichte waren volkstümlich, voll sinnlicher Empfindung und doch zart und innig. Seine Zeitung »Deutsche Chronik« atmete politische Aktivität. Persönlich lernten sich Bürger und Schubart erst im April 1790 kennen, aber schon lange vorher sprachen sie jeder mit Hochachtung von den Werken des anderen. Schubart komponierte einige Gedichte Bürgers im Volkston, darunter »Liebeszauber« (1784) und »Der Bruder Graurock und die Pilgerin« (1783), und hat Bürger mehr als einmal in seinen »Chroniken« gelobt. Die norddeutschen Stürmer und Dränger fanden im Göttinger Dichterbund ihren Mittelpunkt. Bürger lernte seine Mitglieder

durch Boie kennen: Ludwig Christoph Heinrich Hölty (1748 bis 1776), Johann Martin Miller (1750–1814), Johann Friedrich Hahn (1753–1779), Johann Heinrich Voß (1751–1826), Friedrich Leopold und Christian zu Stolberg (1750–1819, 1748–1821), Cramer und Leisewitz. Boie begann 1770 nach dem Vorbild des Pariser »Almanac des Muses« einen Musenalmanach herauszugeben, der bald zu einer Art Publikationsorgan der Göttinger Dichter und darüber hinaus aller Stürmer und Dränger wurde. Außer ihnen veröffentlichten hier auch andere Schriftsteller und Dichter, die nicht unmittelbar an der Sturm-und-Drang-Bewegung teilnahmen, Gedichte und Epigramme. Der eigentliche Göttinger Dichterbund, auch »Göttinger Hain« oder kurz »Hain« genannt, wurde erst am 12. September 1772 durch Voß, Hahn, Hölty und Miller gegründet. Er hielt regelmäßig Sitzungen ab, auf denen die von den Mitgliedern vorgelegten Gedichte besprochen wurden. Allgemein gebilligte Stücke trug man in ein Bundesbuch ein. Der vollständig in unserer Ausgabe abgedruckte Briefwechsel über die »Lenore« gibt einen guten Einblick in diese Arbeitsweise und zeigt zugleich, daß Bürger in die Tätigkeit des Göttinger Dichterbundes einbezogen wurde. Bürger war jedoch nie offizielles Mitglied des Bundes. Er wollte gleich den Göttingern volkstümliche, realistische Lyrik schaffen; er bemühte sich wie sie um die Verwendung der Volksdichtung und übertraf dabei seine Freunde. Gleichzeitig trennte ihn aber vieles von ihnen. Seine Ansichten waren radikaler; sie waren vor allem lebensnäher, enger mit den dringenden sozialen Fragen der Zeit verbunden. Die Göttinger – Hölty, Miller, die Brüder Stolberg und auch Voß – überspitzten die Rebellion des Sturm und Drang. Sie riefen nach Tyrannenblut und verfielen im Geiste von Klopstocks religiös gefärbten, patriotischen Oden und seiner vaterländischen Dramen, der »Bardiete«, in eine Art Deutschtümelei, die nicht selten in Franzosenhaß umschlug. Bürger bewunderte wohl Klopstock und den nationalen Zug in seinen Dichtungen; er hat ihn aber nie so abgöttisch verehrt wie seine Göttinger Freunde. Im Gegensatz zu ihnen schätzte er Christoph Martin Wielands (1733–1813) Schriften hoch. Er hatte viel für den Sensualismus des Weimarer Dichters übrig und huldigte ihm selbst. Sicherlich ist Bürgers Stellung zu den Göttinger Dichtern auch davon beeinflußt worden, daß er schon ein selbständiges Amt verwaltete, als sie noch auf der Universität schwärmerische Dichterabende veranstalteten.

Es mutet merkwürdig an, daß Gottfried August Bürger sich 1772 um eine Stelle als Amtmann und Gerichtshalter einer feudaldadligen Familie bewarb. Der Amtmann war ein Justizbeamter, der in einer Reihe von Dörfern die Gerichtsbarkeit ausübte und die Erfüllung der Frondienste, der Geld- und Naturalabgaben überwachte. Dafür bezog er neben einem festen Gehalt Einkünfte aus Strafgeldern und Gerichtsgebühren, war also unmittelbar an der Ausbeutung der unteren Volksschichten beteiligt. In der Regel wurden die Amtleute vom Landesfürsten eingesetzt; sie hatten dann in erster Linie für dessen Belange einzutreten. In einzelnen Gebieten waren sie jedoch von den lokalen Feudalherren angestellt und mußten deren Rechte sowohl gegen die Fürsten als auch gegen die Untertanen wahren. In ähnlicher Lage befand sich Bürger als Amtmann der Familie von Uslar. In Hannover, »diesem fatalen aristokratischen Lande«, wie Bürger am 29. Juni 1775 an Goekkingk schrieb, gab es allerdings kaum größere Spannungen zwischen Feudalherren und fürstlicher Regierung. Der Kurfürst war zugleich König von England und ständig außer Landes. Die Regierungsgewalt lag in den Händen eines Geheimratskollegiums, der »königlich großbritannischen zur kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgischen Regierung verordneten Räte«. Dieses Kollegium hatte ein aristokratisch-bürokratisches Regiment eingerichtet, in dem der grundbesitzende Adel noch stärker als in Preußen, Hessen oder Bayern an der unmittelbaren Machtausübung beteiligt war.

Dem Volk gegenüber traten die Amtleute als willfährige Helfer der Fürsten und des Feudaladels auf. Viele Sprichwörter aus dem 16. bis 18. Jahrhundert haben das erfaßt. Aus ihrer Fülle nur zwei charakteristische Beispiele:

Ämter sind Gottes, die Amtleute des Teufels. –
Ein Amtmann auf dem Land, hat das Geld der
Bauern in der Hand.

Auch im Volkslied wurde der Amtmann so dargestellt. Als Beweis können schon die folgenden Verse aus dem bekannten Lied »Der Bauernhimmel« gelten:

Wenn wir werd'n in'n Himmel kommen,
Hat die Plag' ein End' genommen.
Da ist kein Amtmann und kein Schinder,
Kein Soldate und kein Sünder.

In der Kunstdichtung des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist die Rolle des Amtmanns ähnlich behandelt worden. Schiller beispielsweise geißelte in einem an Bürgers Gedicht »Fortunens Pranger« angelehnten Poem »Der Venuswagen« (1776–1780) die Bestechlichkeit des Amtmanns, und Hölty gab den Haß der Bauern auf den Amtmann – »der im Weine floß, die Bauern schlug halbkrumm« – in seinem Gedicht »Der alte Landmann an seinen Sohn« (1776) wieder.

Bürger ist sich ohne Zweifel über die Tragweite seiner Bewerbung im klaren gewesen. Er zitierte in seinem Brief an Gleim vom 20. September 1772 aus einem Gedicht Gellerts, das den Amtmann zurückhaltend, aber deutlich kennzeichnete (vgl. die Anmerkung zu diesem Brief). Später nahm er in den Göttinger Musenalmanach mehrfach Stücke auf, die das Wirken der Amtleute satirisch beleuchteten, beispielsweise 1780 folgendes kleine Gedicht von Heinrich Wagner (1747–1814):

Über die Worte Heinrichs IV.

Je veux, que le moindre paysan de mon
royaume mette une poule dans son pot
le dimanche.

Der große Heinrich sprach – ihr Fürsten seht nicht sauer!

»Ich will, daß der geringste Bauer

In meinem Reich ein Huhn

In seinen Topf soll Sonntags tun.«

Jetzt gilt oft andres Prozedieren.

Der Fürst betrübt um's Huhn den armen Tropf.

Für Exekutionsgebühren

Nimmt der Herr Amtmann gar den Topf.

Für Bürgers Bewerbung waren zunächst persönliche Gründe maßgebend: Er hatte seine rechtswissenschaftlichen Studien abgeschlossen. Sein Großvater unterstützte ihn nicht mehr. Gläubiger drängten ihn auf Zahlung. Bürger war gezwungen, sich nach einem einträglichen Posten umzusehen. Boie machte ihn auf die freie Amtmannsstelle der Familie von Uslar aufmerksam. Er hatte im Winter 1771/1772 den Hofrat Ernst Ferdinand Listn kennengelernt, der Vormund zweier unmündiger Kinder dieser Familie war und deren Amtmannsstelle 1742–1767 verwaltet hatte. Von Listn erfuhr er, daß der derzeitige Amtmann Eggeling am 1. Juli 1772 ausscheiden würde, und empfahl Bürger, sich zu bewerben.

Es wurde Bürger schwer, die Stelle zu erhalten. Die altadlige, bereits 1129 urkundlich erwähnte Familie von Uslar umfaßte sieben Mitglieder und teilte sich in zwei Linien, die Melchiorsche und die Ludolphsche. Seit Jahrzehnten lagen die beiden Linien und die einzelnen Mitglieder untereinander in Streitigkeiten. Dazu kam, daß der Senior der Ludolphschen Linie, Oberst Adam Heinrich von Uslar (1709–1775), sein Seniorat auch auf die Melchiorsche Linie auszudehnen und eine Art Direktorium aufzurichten versuchte. Für die frei werdende Amtmannsstelle hatten er und der Senior der Melchiorschen Linie, Hans Leberecht von Uslar (1746–1815), bereits im März 1772 einen Kandidaten ausgesucht, den Ratsauditor Oppermann in Göttingen. Die übrigen Familienmitglieder unterstützten jedoch Bürger.

Als die Senioren diesen Widerstand spürten, veranlaßten sie eine Art Prüfung. Jeder Kandidat sollte nach vorgelegten Akten drei juristische Probearbeiten anfertigen, unter Aufsicht und ohne Hilfsmittel zu benutzen. Bürger entledigte sich dieser Pflicht im April genau nach den festgelegten Vorschriften. Die Senioren duldeten aber, daß Oppermann seine Arbeiten in Göttingen anfertigte und dabei Hilfsmittel benutzte. Es war dann kein Wunder, daß die juristische Fakultät der Universität Göttingen, der man die sechs Probeschriften vorlegte, entschied, daß beide Kandidaten geeignet seien, die Amtmannsstelle zu verwalten, Oppermann allerdings größere Erfahrung zeige. Da die Familie weiterhin auf Bürger beharrte, türmte Oberst Adam Heinrich von Uslar ein neues Hindernis auf: Er verlangte am 10. Mai eine Kautions von 600 Reichstalern. Sicher nahm er an, Bürger würde diese Summe nicht aufbringen können. Aber Bürger fand – wie bereits erwähnt – sofort Bürgen, und bald darauf erschien sein Großvater und hinterlegte die Summe bei Listn.

Bürger konnte endlich seine Stelle antreten. Am 1. Juli 1772 wurde er vereidigt, am 31. Dezember 1772 leistete er der hannöverschen Regierung den Treueid. Die Senioren, Adam Heinrich und Hans Leberecht von Uslar, wühlten und intrigierten indessen weiter und verlangten die Absetzung Bürgers. Sie ließen ein 66 Seiten langes und dann noch ein 106 Seiten langes Beschwerdeschreiben nach Hannover gehen. Bürger konnte sie jedoch aus dem Felde schlagen. Auf seine in unserer Auswahl abgedruckte Eingabe »Verantwortung an die Regierung zu Hannover« bestimmte die Regierung am 18. März 1773, daß alle dem Amtmann Bürger absichtlich in den Weg gelegten Hemmnisse sofort zu beseitigen wären.

Welche Freude Bürger über seine neue Lebensstellung empfand, lassen seine Mitteilungen an Götze, an Boie vom 2. August 1772 und an Gleim vom 20. September 1772 erkennen. Diese Briefe und auch die »Verantwortung an die Regierung zu Hannover« zeigen ferner, daß er sich bei seiner Bewerbung nicht ausschließlich von persönlichen Motiven leiten ließ. Er schrieb in der Verantwortung: »Wann werden aber Patrimonial-Gerichts-Herren aufhören, ihre Gerichtshalter ... als Hausbediente zu betrachten! ... Wann wird man aufhören, die Gerichts-Verwaltung, den Inbegriff der ansehnlichsten Hoheits- und Landes-Gerechsamte und des Wohls und des Wehes einiger Hundert Untertanen, wie einen Federball aus einer Hand in die andre zu schlagen ... ?«

»Was nun hiernächst der Gerichts-Untertanen betrifft, so habe ich, seit meinem Antritt täglich, fast mit Aufopferung meiner Gesundheit, gearbeitet ... Nunmehr aber, da ich nach und nach die nötige Routine erlanget, da ich bald die Ordnung wieder hergestellt ... nunmehr wollte man wieder und, vielleicht auf ein halb Jahr einen andern mieten? Nun sollte abermal ein Interstitium in der Gerichts-Verwaltung eintreten? Wahrhaftig wenn das den armen Untertanen gut geraten heißt, so verschone sie der Himmel mit schlechtem Rate!«

Bürger sah offenbar in seiner Amtsstellung eine Möglichkeit, praktisch als Aufklärer zu wirken. Diese Absicht mußte ihn jedoch in Auseinandersetzungen mit seinen Gerichtsherren und auch mit der Regierung in Hannover verwickeln, konnte er doch unmöglich alles das freudig und ohne Verzögerung ausführen, was sie anordneten. Hier lag der Grund dafür, daß Bürger oft keine Freude mehr an seiner Tätigkeit hatte, bestimmte Akten nicht sofort bearbeitete oder gar einlaufende Briefe wochenlang nicht öffnete. Die meisten Biographen Bürgers und viele Verfasser von Aufsätzen über Bürger folgerten daraus, daß er von Natur aus faul und ein schlechter Jurist war, zum Beispiel Heinrich Döring (G. A. Bürgers Leben, 1826), Heinrich Pröhle (G. A. Bürger, 1856) oder Wolfgang von Wurzbach (G. A. Bürger, 1900). In neuerer Zeit sind Paul Reimann (Hauptströmungen der deutschen Literatur 1750-1848, 1956) und Lore Kaim (Einleitung in Bürgers Werke, 1956) gegen diese Verleumdung aufgetreten. Mit Recht, denn es gibt keine gültigen Beweise für diese Ansicht. Das Gegenteil beweist dagegen eine Reihe glaubwürdiger zeitgenössischer Angaben, beispielsweise die Zeugnisse der Göttinger Professoren, das positive Urteil des Göttinger Advokaten Dr. Hesse (Bürger an Gleim, 20. Oktober 1771) und der Brief des Amtmanns O. E. Gleim

vom 18. Dezember 1781. Die gerichtlichen Untersuchungen Bürgers galten in Hannover und Göttingen als gut, teilweise sogar als vorbildlich. Professor Justus Claproth veröffentlichte 1782 zum »Gebrauch bei Vorlesungen« eine Untersuchung Bürgers, auf die noch eingegangen werden wird. Am 23. März 1783 wandte sich der Stabssekretär J. P. Velthusen aus Hannover an Bürger. Er wollte diese Inquisitionsakte nochmals herausbringen und dazu Bürgers »Deduction in der Leonhardtschen [Erb-]Sache« als »ein Meisterstück« drucken lassen.

Charakteristisch für Bürgers Auftreten als Amtmann war sein Streit mit Pastor Zuch (vgl. Bürger an Boie, 11. Juni 1776 und die folgenden Briefe). Er lehnte es ab, arme Bauern zum Neubau eines Pfarrhauses oder einer unnötigen Reparatur zu zwingen, und beharrte auch dann auf seinem Entschluß, als Zuch ihn von der Kanzel verleumdete, bei seinen Vorgesetzten und dem Konsistorium verklagte und einen jahrelang währenden Aktenkrieg entfesselte. Bürgers Verhalten unterschied sich also durchaus von dem der meisten anderen Amtleute. Gewöhnlich arbeiteten nämlich Amtmann und Pfarrer im Dienste der Obrigkeit Hand in Hand. Bürger war gewillt, seine Amtmannstätigkeit als Aufklärer auszunützen. Das zeigt auch seine Behandlung der Juden, die damals unter drückenden Ausnahmegesetzen standen. Bürger setzte sich mehr als einmal für sie ein, obwohl ihm dies Strafen eintragen konnte. Leider sind darüber nur die Andeutungen in Bürgers Brief vom 30. Mai 1776, Boies Brief vom 5. April 1778, in dem bereits angeführten Brief O. E. Gleims und in der zweiten »Verantwortung an die Regierung zu Hannover« bekannt.

Bezeichnend für Bürgers Amtmannstätigkeit war weiter, daß er die Untertanen seines Gerichtsbezirkes vor den unverschämten Werbern aus benachbarten Ländern zu schützen suchte. Er trat sogar den hannöverschen Werbern entgegen und wich nicht einmal den Werbern des Obersten, späteren Generals Carl Wilhelm August von Uslar (1722–1789), der seit 1775 Senior der Ludolphschen Linie war. Er weigerte sich beispielsweise, einen Schneider auszuliefern, dem Uslarsche Werber im Rausch die Montur angezogen und das Handgeld in die Tasche gesteckt hatten. 1778 lehnte er es ab, der Einstellung des Kätners Hartung in das Uslarsche Regiment zuzustimmen, obgleich ihm der Oberst am 10. Juni 1778 einen Drohbrief geschrieben hatte.

Von Bürgers Kampf gegen die Werber wissen wir durch zwei Aufsätze von Karl Nutzhorn im Jahrgang 1903 der »Hannoverschen Geschichtsblätter«. Leider versäumte es Nutzhorn, auf den

geschichtlichen Hintergrund dieses Kampfes hinzuweisen: auf den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg gegen England. Bürger konnte es natürlich nicht wagen, öffentlich gegen England aufzutreten. Er war schließlich englisch-hannöverscher Beamter. Die englisch-hannöverschen Truppen wurden allerdings nicht unmittelbar in Nordamerika eingesetzt. Drei Bataillone mußten die englischen Stützpunkte Gibraltar und Menorca besetzen und gegen die Verbündeten der 13 Kolonien, Frankreich und Spanien, verteidigen. Dabei fielen in Gibraltar in den Jahren 1779–1783 tausende junger Hannoveraner. Trotzdem herrschte in Hannover nicht etwa eine proamerikanische Stimmung. Im Gegenteil, Bürgers ehemaliger Lehrer Schlözer beschimpfte z. B. in seinem »Briefwechsel« die Freiheitskämpfer als »Rebellen«, »Spitzbuben« und »Straßenräuber«. Er meinte, der Krieg Englands sei »der gerechteste und unvermeidlichste ... der jemals unternommen worden wäre«.

Zu Bürgers Widerstand gegen die Werber gehörte also viel Mut. Oberst von Uslar berief sich ausdrücklich darauf, daß »alles zum Dienst unseres gnädigen Königs auf dessen Ordre geschieht«.

Als letzter Beweis für Bürgers Versuche, seine amtlichen Pflichten als Aufklärer, als Stürmer und Dränger zu erfüllen, sei der »Fall« des Knechtes Jakob Krämer berichtet.

Einer der Gerichtsherren, Hauptmann Thilo Leberecht von Uslar (1748–1814) in Sennickerode, schrieb Bürger am 21. April 1776, er solle zu ihm kommen, da sich einer seiner Knechte gröblich an ihm vergangen habe und bestraft werden müsse. Bürger nahm dann in Sennickerode folgendes zu Protokoll: »Einige seiner Knechte wären mit dem ihnen bisher üblich gereichten Zugebröde nicht zufrieden gewesen. Unter anderen hätte der Knecht Jakob Krämer besonders darüber gemurret und sich sehr unziemlich ausgelassen ... Anlangend das Zugebröde, so hätte der Herr Hauptmann diesem Krämer und den übrigen Knechten die Bedeutung getan, wie er sich von seinem Gesinde nichts vorschreiben lassen würde. Die andern Knechte wären zwar hierauf ruhig gewesen, allein der Krämer habe, ohngeachtet ihm Stillschweigen geboten worden, dennoch seine Forderung des Zugebrödes ... auf eine sehr ungezieme Art wiederholet; da denn endlich der Herr Hauptmann aus Ungeduld und gerechtem Eifer ohngefähr in die Worte ausgebrochen: Wenn ihm, dem Krämer, sein Dienst und die darin bisher gewöhnliche Beköstigung nicht anständig sei, so könnte er sich zum Teufel packen. Diesen Ausdruck habe der Krämer sogleich aufgenommen ... und gefragt: Ob er sich zum

Teufel packen sollte? . . . und noch verschiedene so anzügliche Reden geführt, daß der Herr Hauptmann in die Worte ausgebrochen: Kerl, du magst heute mehr gesoffen, als gegessen haben. Hierauf habe der Krämer trotzig geantwortet: Nein! er habe nicht gesoffen. Als nun hierauf der Herr Hauptmann geäußert: Wie eine solche Äußerung bei nüchternen Mute desto schlingelhafter wäre, und der Krämer sehr insolent [frech] darauf repliziert [geantwortet], dahero ihn denn der Herr Hauptmann an die Brust gegriffen und zuletzt ein gänzlichliches Stillschweigen geboten: da habe der Krämer sich nicht entsehen, ihn, den Herrn Hauptmann, hinwiederum mit beiden Fäusten anzupacken und zurückzustoßen. Hierauf wäre der Herr Hauptmann zurückgegangen, ohne sich weiter weder mit Worten noch Taten an diesem brutalen Domestiken [Bedienten] zu vergreifen. Er wollte aber nunmehr dieses Vergehen ernstlicher gerichtlicher Untersuchung und Ahndung, anderm unartigen Gesinde zum Beispiel, angegeben haben.«

Bürger konnte den Sachverhalt sehr schnell aufklären, erschien doch wenige Tage später Jakob Krämer selbst bei ihm. Er sagte aus, Hauptmann von Uslar hätte seinen Knechten versprochen, mehr Zubrot zu geben, »wenn sie ins Sommerfeld kämen«, habe aber sein Versprechen nicht gehalten. Daraufhin hätten die Knechte beschlossen, er solle als Abgesandter die Einlösung der Zusage verlangen. Weiterhin gab er zu Protokoll: »Der Herr Hauptmann wäre so in Hitze geraten, daß er gerufen: Schlingel, packt euch vor meinen Augen und meinem Hofe weg. Dies habe ihn freilich piquiert [geärgert] . . . Er habe sogleich nichts geantwortet, sondern sei mit seinem Sack wieder herunter in den Stall gegangen. Als nun auch der Herr Hauptmann nachgekommen, so habe er ungefähr fragen wollen: Ob es des Herrn Hauptmanns Meinung sei, ihn außer Dienst zu setzen? Darauf habe ihn der Herr gefragt: Kerl, infamer [niederträchtiger] Kerl, seid ihr besoffen? Worauf er mit Nein! geantwortet, der Herr Hauptmann aber habe ihn gleich sehr heftig mit vielen Scheltworten an die Brust gegriffen und zurückgestoßen, da dann er sich mit seinen Händen an dem Herrn Hauptmann erhalten hätte. Dieses Letzte würde nun ganz zu Unrecht so ausgelegt, als wenn er sich an dem Herrn hätte vergreifen wollen.«

Der »Fall Krämer« war nichts anderes als ein Akt des Widerstandes gegen einen Feudalherrn. Bürgers Pflicht als Amtmann wäre es gewesen, Krämer und die anderen Knechte scharf zu bestrafen. Die in Hannover gültige Gesindeordnung aus dem Jahre 1732 bestimmte ausdrücklich:

- I. Zuforderst wollen Wir alle und jede Dienstboten hiedurch ernstlich erinnert haben, daß sie sich gegen ihre Herrschaften jederzeit getreu, gehorsam und unverdrossen bezeigen, und sich allstets nüchtern, ehrbar und züchtig aufführen; Maßen widrigenfalls, und da sich ein dergleichen gegen seine Herrschaft mit ungestümen groben Reden und widerspenstigen Bezeugungen, oder gar mit bedrohlichen Worten vergehet, solches freche Gesinde . . . mit einiger Tage Gefängnis bei Wasser und Brot, oder im letzteren Fall derer Drohworte nach Befinden mit viel härterer Strafe und wohl mit dem Karren und Zuchthause bestrafet werden soll . . .
- XIV. Sollten Dienstboten einander zu Widersetzlichkeit verleiten, ja sogar unter sich gegen die Herrschaft sich verbinden; sollen dieselbe nach Befinden mit Gefängnisstrafe zu Wasser und Brot, oder dem Karrenschieben . . . bestrafet werden.
- XV. Daferne auch Dienstboten . . . mit der gewöhnlichen bisherigen Speisung künftig nicht friedlich zu sein sich untereinander vergleichen, und dadurch veranlassen wollten, daß denen Herrschaften der Dienst nicht wie es sich gebühret geleistet würde, sind dieselben, und insonderheit der Urheber und Anstifter ernstlich zu bestrafen.

Bürger dachte nicht daran, »ernstlich zu bestrafen«, wie es sein aufgebrachter Gerichtsherr und das Gesetz verlangten. Er verurteilte lediglich Krämer und diesen auch nur zu acht Tagen Gefängnis. Am 29. April, nachdem Krämer ganze drei Tage gegessen hatte, entließ er ihn wieder aus der Haft.

Wir verdanken die Kenntnis des Falles Krämer einer auf Akten beruhenden Abhandlung des Juristen A. Leverkus »Der Dichter G. A. Bürger als Richter«. Leverkus zeichnete hier Bürger ganz negativ. Er behauptete: »Bürger war kein berühmter Jurist und kein fleißiger Beamter«, meinte dann aber, daß »er sich zu einer beängstigend prompten Justiz aufraffen« konnte, wenn die »Interessen . . . seiner gnädigsten Patrimonialgerichtsherren im Spiel waren«. Was zu beweisen Leverkus dann vom Fall Krämer berichtete. Die von ihm mitgeteilten Aktenauszüge beweisen jedoch genau das Gegenteil. Bürger trat im Fall Krämer nicht als feudaladliger Amtmann, sondern als Anwalt der unterdrückten Landarbeiter auf.

Bürger hat während seiner Tätigkeit als Amtmann stets in enger Berührung mit der ländlichen Bevölkerung gelebt. Am 26. Oktober

1775 schrieb er an Goeckingk: »Ich habe vor einigen Monaten mein Bauernhüttchen hier in Wöllmershausen mit Weib und Kind bezogen und lebe, wie ein Bauer.« Später hat er sich selbst als Landwirt versucht, allerdings ohne großen Erfolg. Er pachtete von 1780 bis 1784 ein kleines Gut in Appenrode, erledigte nun die Amtsgeschäfte gleich im Hof oder im Garten und war von seiner neuen Lebensart ganz begeistert. Sicher mag ihn dazu Rousseaus Forderung, in und mit der Natur zu leben, ebenso veranlaßt haben wie die Möglichkeit, seinen Haushalt mit billigen eigenen Erzeugnissen zu versorgen. Jedenfalls lernte er während seiner Amtmannsjahre das Leben der Bauern gut kennen, und das hat natürlich auf seine Dichtung eingewirkt. Er warf sich in vielen Liedern und Balladen zum Wortführer des Volkes auf, am offensten und revolutionärsten in seinem berühmten Gedicht »Der Bauer. An seinen Durchlauchtigen Tyrannen«, das seinen eigenen Angaben nach 1773 entstand und auf Boies Rat zwei Jahre später vollendet wurde.

Der Bauer. An seinen Durchlauchtigen Tyrannen

Das Gedicht ist seiner Form nach ein Monolog, aber nur scheinbar. Es trägt dramatischen Charakter, fast ist es ein Dialog. Zwei Gestalten stehen sich gegenüber. Man sieht sie lebendig vor sich, so packend und mitreißend sind Bürgers Worte: den anklagenden Bauern und den verstummten Fürsten, dem der bittere Haß des Volkes entgegenschlägt. – Bürgers Bauer klagt nicht nur an, er bringt nicht nur die Beschwerden aller deutschen Bauern vor. Er fordert im Namen von Millionen das Eigentum des arbeitenden Menschen zurück.

Du Fürst hast nicht, bei Egg' und Pflug,
Hast nicht den Erntetag durchgeschwitzt.
Mein, mein ist Fleiß und Brot!

Der arbeitende Mensch, das bringt Bürger hier eindeutig zum Ausdruck, hat Recht auf Eigentum. Die Fürsten sind nutzlose Nichtstuer; sie sind Tyrannen, die dem Volk seine schwer erarbeiteten Güter wegnehmen oder sie – wie der Dichter es oft genug erlebt haben wird – sinnlos zerstören, um ihrer Jagdleidenschaft zu frönen. Bürger war nicht der einzige Stürmer und Dränger, dem der arbeitende Mensch dichterischer Vorwurf war, auch Schubart, Voß, Maler Müller und andere Sturmgesellen stellten ihn dar. Aber Bürger war einer der wenigen, die soziale und politische Forderungen in dichterischer Form vertraten und sich

dabei auf die Arbeit des Volkes beriefen. Sein Gedicht war nicht nur Anklage, es war Rebellion, ein Angriff auf die Leibeigenschaft, getragen von dem Gefühl, nicht allein, sondern in einer Front mit dem Volk zu stehen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die letzte Strophe des Gedichtes. Franz Leschnitzer meinte in seinem Aufsatz »G. A. Bürger – ein plebejischer Dichter« (Neue Deutsche Literatur 6/1954), sie sei ein »unorganisch wirkender christlich-religiöser Einschlag«. Bürger, »der doch als plebejischer Demokrat ein Feind von Adel und Klerus zugleich war«, habe »nur widerstrebend gewagt, auch beide zugleich zu attackieren«, er habe vielmehr jeweils »dem andern etwas Gutes nachzusagen« sich bemüht. Leschnitzers Aufsatz leidet keineswegs unter Mangel an Parteinahme für Bürger. Hier aber schätzt er ihn falsch ein. Die drei letzten Zeilen unseres Gedichtes wenden sich gegen das angebliche Gottesgnadentum der Fürsten, rütteln also am Grundpfeiler der fürstlich-feudalen Ordnung. Sicherlich, Bürger beruft sich auf Gott. Aber ist damit der Gott der feudal-christlichen Kleriker gemeint? Bürger stützt sich auf den Glauben des Volkes, Gott würde am Tage des Jüngsten Gerichtes im Namen der Unterdrückten und Gedemütigten auftreten und ihre Peiniger schrecklich strafen. Bürgers Idee von der Gerechtigkeit Gottes war im ausgehenden 18. Jahrhundert durchaus volkstümlich. In der Sammlung »Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters« von Wolfgang Steinitz findet sich beispielsweise ein Lied »Der Meineid«, in dem ein Armer zu einem Reichen spricht, der ihn betrogen hat:

Mir ist fürwahr unrecht getan.
Im Himmel wird's Gott rächen!
Und wenn ich in dem Sterben lieg',
Am Jüngsten Tag' verklag' ich dich,
Du mußt dich mit mir stellen!

Den gleichen Gedanken finden wir im Leibeigenschaftszyklus von Voß, in Leisewitz' dramatischem Gespräch »Die Pfandung« und in Schillers »Kabale und Liebe«. In »Kabale und Liebe« rufen die verkauften Soldaten beim Abmarsch drohend aus: »Am Jüngsten Gericht sind wir wieder da!«

Wenn sich Bürgers Amtmannstätigkeit befruchtend auf sein dichterisches Schaffen ausgewirkt hat, so isolierte sie ihn doch auch von gleichgesinnten Freunden und machte es ihm fast unmöglich, das gesamte gesellschaftliche Leben seiner Zeit kennenzulernen und sich über Inhalt, Ziel und Formen des künstlerischen

Wirksam auszusprechen. Die Folge war eine gewisse Beschränkung der Thematik in Bürgers Schaffen. Der Dichter hat das selbst gespürt. Als er an seiner Macbeth-Übersetzung arbeitete, schrieb er am 4. Februar 1777 an Boie: »Es ist recht fatal, daß ich hier so ganz außer aller nähern Verbindung mit Kunstverständigen bin.« Einen gewissen Ersatz bot allerdings, wie schon die Briefauswahl in unserer Ausgabe erkennen läßt, der lebhaft briefliche Verkehr mit Boie und Goeckingk.

Goeckingk und Bürger hatten sich nach der Schulzeit aus den Augen verloren. Erst 1775 erneuerte Goeckingk ihre Freundschaft. Er war seit 1770 preußischer Kanzleidirektor in Ellrich, wohnte also ganz in der Nähe von Bürgers Amtssitz. Goeckingk wurde vor allem durch seine »Lieder zweier Liebenden« (1777) bekannt. Er war einer jener merkwürdigen Aufklärer, die persönlich und in ihren Dichtungen kritisch-revolutionäre Maximen vertraten, gleichzeitig aber als pflichtbewußte Beamte einem Fürsten dienten. Er machte im Staatsdienst Karriere. 1789 wurde er geadelt und 1793 als Geheimer Oberfinanzrat nach Berlin berufen. Seine Briefe an Bürger aus dieser Zeit zeigen freilich, daß er innerlich seinen alten Gesinnungen treu geblieben war.

Boie und Goeckingk haben Bürger durch kritische Hinweise gefördert und dazu beigetragen, daß er Ende der siebziger Jahre zu den berühmtesten Dichtern Deutschlands zählte. Der Erfolg seiner ersten Gedichtsammlung (1778) rückte ihn endgültig in eine Reihe mit den großen Schriftstellern des Sturm und Drang, mit Goethe, Herder und Lenz. Namhafte Gelehrte und Dichter hatten die Subskription zu dieser Ausgabe unterstützt, darunter Herder und sogar Melchior Grimm (1723–1807), der Freund Diderots. Unter den 2000 Subskribenten befanden sich 19 regierende Fürsten, an ihrer Spitze stand die Königin von England. Wertvoller wird Bürger freilich gewesen sein, daß die Subskriptionsliste die Namen bekannter Vorkämpfer des Bürgertums enthielt, darunter die Lessings und Adolf Franz Friedrich von Knigges (1752–1796). Überall erschienen positive Kritiken der Ausgabe. Die »Gothaischen Gelehrten Zeitungen« verliehen Bürgers Gedichten am 2. September 1778 das »Prädikat, national zu sein und einzig dem Volke zu gehören, aus dem sie gekommen sind«. Wielands Besprechung ist in unserer Ausgabe abgedruckt.

In den folgenden Jahren wurde Bürger als Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs bekannt. Er übernahm die Redaktion 1778 aus Goeckingks Händen und behielt sie bis zu seinem Tode. Ungeachtet dessen, daß er sie eigentlich nur des Honorars wegen

übernommen hatte, machte er sich viel Arbeit mit dem Almanach. Bürger hat auch dadurch zur Entwicklung einer nationalen deutschen Lyrik beigetragen.

Boie hat Bürger immer wieder ermahnt, große dichterische Arbeiten anzugreifen und nicht immer wieder an Übersetzungen zu denken. Trotzdem versuchte Bürger weit über zehn Jahre lang, Homers »Ilias« zu verdeutschen.

Homer

Bürgers Homerübersetzungen gehörten zu den mannigfachen Versuchen der deutschen Aufklärung, Homer ins Deutsche zu übertragen. Sie setzten schon im frühen 18. Jahrhundert ein und fanden erst in den meisterhaften Verdeutschungen der »Odyssee« (1781) und der »Ilias« (1793) durch Johann Heinrich Voß ihren Abschluß. Freilich hatte man den dichterischen Wert der Epen Homers anfangs nicht voll erkannt, sie erschienen noch 1754/55 als Prosaübersetzungen unter dem Titel »Die berühmtesten Überbleibsel aus dem griechischen Altertum« in einer vielgelesenen Buchreihe »Neue Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten«. Auch blieb lange unklar, welches deutsche Versmaß Homer angemessen sei. Gottsched hatte in seinem »Versuch einer kritischen Dichtkunst« (1737) einige Übersetzungsproben in Hexametern gegeben. Johann Jakob Bodmer (1698–1783) und Wieland schlossen sich ihm in ihren »Fragmenten in der erzählenden Dichtart« (1755) an. Auch Lessing wies im »Laokoon« und im 40. Literaturbrief mit Nachdruck auf den Hexameter hin. Daneben erschienen Prosaübersetzungen, z. B. Proben von Johann Jakob Breitinger (1701–1776) in seiner »Kritischen Abhandlung von der Natur der Gleichnisse« (1740) und die erste einigermaßen vollständige Übersetzung (1769–1771) von Damm.

Auch Bürger trat zunächst für eine Prosaübersetzung ein. 1769 verfaßte er »Etwas über eine deutsche Übersetzung des Homer« und bewarb sich mit dieser Schrift erfolgreich um Aufnahme in die Göttinger »Deutsche Gesellschaft«. Er berief sich auf Breitinger und verwarf die Anwendung von Hexameter und Jambus. Zwei Jahre später veröffentlichte er »Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homer« und forderte, Herders Hinweisen in den »Fragmenten über die neuere deutsche Literatur« und den »Kritischen Wäldern« folgend, eine Übersetzung in Jamben. Herder führte durch seine Bemerkungen eine wahre Homer-Renaissance herbei. Die Stürmer und Dränger

sahen in Homer nicht nur einen bedeutenden Epiker, sondern zugleich einen der größten Volksdichter. Herder schrieb im 2. Teil seiner »Volkslieder« (1779): »Der größte Sänger der Griechen, Homerus, ist zugleich der größte Volksdichter. Sein herrliches Ganze ist nicht Epopoe, sondern Märchen, Sage, lebendige Volksgeschichte ...« Bürger hat sich mehrfach, in Briefen und in seiner Arbeit »Aus Daniel Wunderlichs Buch« und anderen Schriften, im gleichen Sinne geäußert.

Gleichzeitig mit den »Gedanken« hatte Bürger einige jambische Übersetzungsproben veröffentlicht, die ebenso wie die 1776 folgenden Fragmente (vgl. Anmerkung zu »Homers Ilias«) überall in Deutschland mit Beifall begrüßt wurden. Vor allem Goethe, Wieland und ihr Weimarer Freundeskreis unterstützten Bürger. (Selbst Schiller lernte die Bürgersche Jamben-Übersetzung in dieser Zeit schon kennen; sie wurde sogar auf der Karlsschule gelesen.) Es gab jedoch nach wie vor Gegner einer Jamben-Übertragung. Klopstock wollte sich mit Prosa begnügen. Lenz schrieb 1776 ein »Epistel an Herrn B. über seine homerische Übersetzung« (1901), in dem er Bürger für seinen Plan lobte, einen »Homer in deutscher Tracht« zu schaffen, aber den Hexameter verlangte. Voß hatte Bürger schon Anfang der siebziger Jahre darauf aufmerksam gemacht, daß es falsch wäre, Homer in Jamben zu übertragen, man müsse den Hexameter, das Versmaß des Originals, verwenden. Bürger fuhr trotzdem in einer jambischen Verdeutschung fort. Der Streit um Jambus und Hexameter spitzte sich zu, als Graf Friedrich Leopold zu Stolberg 1776 im »Deutschen Museum« eine Übertragung des 20. Gesanges der »Ilias« in Hexametern erscheinen ließ und 1778 eine vollständige hexametrische Übersetzung des Epos herausbrachte. Ihr Eindruck und ihre Wirkung bekehrten Bürger zum Hexameter, obwohl er mit Recht die flüchtig angefertigte Arbeit Stolbergs ablehnte. Er hatte sich bereits 1776 mit einer Teilübertragung von Vergils »Äneis« (»Dido. Ein episches Gedicht«) im Hexameter versucht. Voß entschied dann 1781 mit seiner »Odyssee« die Frage endgültig zugunsten des Hexameters. Bürger arbeitete nun einige Zeit in aller Stille an einer hexametrischen Ilias-Übersetzung. 1784 legte er in Goeckings Zeitschrift »Journal von und für Deutschland« vier Gesänge vor und erhielt ungewöhnlichen Beifall. Tatsächlich war die Hexameter-Übertragung Bürgers größte Leistung als Übersetzer. Sie erfaßte Geist und Gehalt des Originals und bildete seine Form recht getreu nach. Bemerkenswert ist die Sprache dieser Verdeutschung. Bürger verwandte mit großem Bedacht

altertümliche Worte und Wendungen, ohne dabei freilich der Gefahr entgehen zu können, Homer zu vergrößern. Voß schrieb im April 1784 an Boie, Bürgers Arbeit sei stellenweise eine »un-homerische Parodie«.

Bürgers Homer-Übersetzungen blieben Fragment. »... weder die Teilnahme des Publikums, noch Bürgers Beharrlichkeit reichten für eine Vollendung«, schrieb Goethe am 23. Dezember 1823 an Carl August von Weimar. Ähnlich geschah es einer Ossian-Übertragung, von der Bürger 1779 einige Bruchstücke herausgab. Nur den »Macbeth« hat Bürger vollständig verdeutscht.

Macbeth

Aus Bürgers Briefen an Boie vom 6. und 9. Januar 1777 geht hervor, daß er den »Macbeth« im Januar dieses Jahres zu übersetzen begann. Zu einer neuen Übertragung war durchaus Anlaß; denn weder die Übersetzung von Wieland (1765) noch die von Eschenburg (1776) genügte ganz den Anforderungen der Stürmer und Dränger, die Shakespeare zum Vorbild gewählt hatten, weil sie in ihm das dichterische Genie am reinsten verkörpert sahen. Sie schätzten vor allem seine Fähigkeit, »die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit« vorbeiziehen zu lassen, wie Goethe 1771 in seiner Rede »Zum Schäkespears Tag« sagte.

Bürger benutzte neben dem Original die Eschenburgsche Übersetzung und übertrug in Prosa, nur die Hexengesänge brachte er in Verse. Sie erregten ganz besonders seine Aufmerksamkeit. Shakespeare war dem Volksglauben gefolgt und hatte seinen Hexen gespenstige Züge verliehen. Bürger übertrieb diese Eigenheit seines Vorbildes. Er verstärkte die volkstümlich-derben und grausigen Elemente in Ausdrucksart und Ton Shakespeares allzusehr.

Bürgers »Macbeth« blieb nicht ohne Erfolg. Der Herausgeber der Berliner »Literatur- und Theater-Zeitung« schrieb 1780, als er die Hexengesänge zum erstenmal abdruckte: »Für die Mitteilung dieser Gesänge, die wir von Göttingen aus durch einen Bekannten erhalten haben, wird uns jeder Freund der Bürgerschen Muse, das heißt, jede Person von Gefühl fürs Schöne, um so lebhafter danken, je geiziger der Verfasser sie bisher dem Publikum entzogen. Sie sind ... völlig was die englischen, Meisterwerk; haben bei der Übertragung nicht das Mindeste von den ihnen dort aufgedrückten Stempel verloren ...«; 1783 erschien dann die voll-

ständige Übersetzung. Sie war schnell vergriffen; schon ein Jahr später mußte Dieterich, der Verleger Bürgers, eine zweite Auflage herausbringen. Auf der Bühne soll Bürgers Bearbeitung mehrfach erschienen sein, aber nur wenig Anklang gefunden haben. Erfolgreich scheint die Aufführung am 30. August 1785 in Frankfurt (Main) gewesen zu sein. Bürgers Text wurde mit musikalischen Beigaben von Karl David Stegmann (1751–1826) gegeben. 1787 ließ Johann Friedrich Reichardt (1752–1814) im Berliner Königlichen Nationaltheater seine Komposition zu »Einigen Hexenszenen aus Shakespeares Macbeth nach Bürgers Verdeutschung« uraufführen. Sie wurde bis 1809 viel gespielt, verschwand aber schnell, als man den »Macbeth« nach Schillers Bearbeitung (1801) aufzuführen begann. 1826 wurde sie in Weimar noch einmal gegeben, allerdings mit Schillers Text.

Schiller hat Bürgers Übertragung scharf abgelehnt, obwohl er selbst sich nicht scheute, Shakespeare zu korrigieren und die Hexen in »Schicksalsschwestern« (Reinhard Buchwald) zu verwandeln. Als August Wilhelm Schlegel 1796 in einem für die »Horen« bestimmten Aufsatz »Etwas über William Shakespeare« Bürgers Macbeth und dessen Hexengesänge loben wollte, veranlaßte Schiller, daß diese Stellen vor dem Druck gestrichen wurden. An Schlegel schrieb er am 11. März 1796: »... Bürgers Macbeth und die übersetzten Hexengesänge haben Sie mir viel zu raisonnable [vernünftig] behandelt. Ich halte die letztern für eine ... Pfuscheri ...« Goethe hat sich Schillers Urteil angeschlossen, und den beiden Klassikern folgten eine Reihe berühmter Literaturhistoriker: Michael Bernays (Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare, 1872), August Sauer (Bürgers Gedichte, 1883) und Ferdinand Josef Schneider (Die deutsche Dichtung der Geniezeit, 1952) u. a. Ihr hartes Urteil ist nicht ganz gerechtfertigt. Sicher vermochte Bürger nicht so kongeniale Shakespeare-Übersetzungen zu schaffen wie später August Wilhelm Schlegel und die Mitarbeiter J. L. Tiecks. Dennoch kann sein »Macbeth« in der Geschichte der deutschen Shakespeare-Übersetzungen einen ehrenvollen Platz behaupten.

An finanziellem Gewinn brachten Bürger seine Übersetzungen nicht annähernd so viel wie er erwartet hatte. Auch mit dem Erbe vom Großvater und von seiner Mutter konnte er sich nicht von seinen drückenden Geldsorgen befreien, zumal es meist aus Äckern bei Aschersleben bestand. Hohe Einsätze im Lotteriespiel halfen natürlich ebensowenig. Bürger kam mit dem mageren

Gehalt als Amtmann nicht aus, besonders dann nicht, als er eine Familie mit drei Kindern hatte und es dazu noch freiwillig übernahm, einige Geschwister seiner Frau zu erziehen. Obendrein verlor Bürger beim Konkurs des Hofrats Listn seine Kautions, die dieser sich betrügerisch angeeignet hatte, und verschiedene Summen, die er ihm geliehen hatte, zusammen etwa 1200 bis 1500 Reichstaler. Er hätte freilich wie die meisten anderen Amtleute mehr Geldstrafen aussprechen, fällige Gebühren rücksichtsloser eintreiben und so sein Einkommen aus den Gerichtseinnahmen vergrößern können. Aber ihm war, wie er 1784 in seiner »Verantwortung an die Regierung zu Hannover« schrieb, »das Talent zu nehmen, wo es nur irgends zu kriegen stehet, nicht gegeben«. Er konnte »um ein paar Groschen arme Leute nicht mahnen und tribulieren«.

Bürgers Unlust an den kleinlichen Amtsgeschäften nahm im Laufe der siebziger Jahre zu. Seine Stelle brachte ihm wenig ein, war schwierig und zeitraubend zu verwalten und hinderte ihn an der Ausübung seines Dichterberufes. Am 29. April 1776 bezeichnete er Goeckingk gegenüber seine Pflichten einfach als »Amts-Plack-scheißereien«. Und am 11. Juli 1778 schrieb er an Philippine Gatterer: »Lieber Gott . . . Willst du damit, daß ich die unglückliche Leier zerbrechen und ins Feuer werfen soll? Gut! so gib mir wenigstens würdigere Geschäfte, die der Aufopferung wert sind. Aber lieber Gott! sind denn etwa die Geschäfte des Opfers wert, wenn Hinze dem Kunz nachgesagt hat: Er sei ein Flurschütze geworden; und dann Kunz den Hinze verklagt; einer um den andern mich überläuft, und ich mich dann, anstatt eine Männerkeuschheit zu singen, hinsetzen, Nichtswürdigkeiten anhören, Nichtswürdigkeiten aufschreiben . . . über Nichtswürdigkeiten Urteil [Urteil] sprechen muß? Geschieht das nun etwa nicht, so heißt's: der Herr tut nicht, was seines Amtes ist; er treibt Lappalien – Verslein – im *reellen* ist nichts mit ihm anzufangen usw.«

In diesen Jahren versuchte Bürger mehrfach, eine andere Stelle zu bekommen. Aber er hatte nie Glück; offenbar waren die Verleumdungen seiner Feinde weit über die Grenzen Hannovers bekannt. Auch seine Bittschrift vom 29. Juli 1782 an Friedrich II. um Anstellung in Preußen war erfolglos. Bürger muß damals ganz verzweifelt gewesen sein; denn er hatte sonst für Fürsten nur Haß und Verachtung übrig gehabt. Als ihn Herzog Carl August von Weimar in Begleitung von Merck am 21./22. März 1781 aufsuchte und sie sich gut verstanden, glaubte er nicht daran, daß der

Herzog ihm aus der Not helfen würde. Am 24. März 1781 schrieb er spöttisch an Dieterich: »Die Ehre mit Herzögen zu konversieren ist zwar ein ganz feines Ding; aber . . . vor der Hand, mein holdseliger Knabe, sei . . . ohne Sorge, daß der Herzog dich bei mir ausstechen werde.« Bezeichnend für Bürgers Denkart war seine Freude darüber, daß der benachbarte Adel sich über den Besuch ärgern würde, bedenklich stimmte ihn jedoch, wie die Bauern den Besuch auffassen würden. Er schrieb im gleichen Brief: »Daß die hiesige Gegend halb toll über diesen vornehmen Besuch geworden, das versteht sich am Rande. Der Noblesse [dem Adel] wird es ein Ärgernis und den Bauern eine Torheit sein.«

Bürger wandte sich am 18. August 1781 an Goethe und bat um Rat und Hilfe. Er erhielt eine kühle Antwort, woraus freilich nicht geschlossen werden darf, daß Goethe ihn absichtlich kränken wollte. Goethe erkannte, woran Bürgers Leben krankte: »Die Unzufriedenheit mit Ihrem Zustande . . . scheint mir so sehr aus dem Verhältnisse Ihres Innersten, Ihrer Talente, Begriffe und Wünsche zu dem Zustande unserer bürgerlichen Verfassung zu liegen, daß ich nicht glaube, es werde Sie die Veränderung des Ortes . . . jemals befriedigen können.«

In der Tat, die Quelle für Bürgers Verdruß lag letzten Endes in den gesellschaftlichen Zuständen, die seiner freiheitliebenden Natur zuwider waren. Es war ihm nicht möglich, seine Kräfte harmonisch zu entwickeln und alle seine Talente freudig und nutzbringend anzuwenden. Seine Gedanken und Taten erregten überall Anstoß. Die Senioren der Familie von Uslar hörten beispielsweise nie auf, gegen ihn zu intrigieren und seine Absetzung zu betreiben. Glücklicherweise fanden sich immer Mitglieder der Familie, denen die Art seiner Amtsführung gleichgültig war, wenn er nur wie sie den anmaßenden Senioren entgegentrat.

Der Haß auf Bürger erbte sich in der Familie von Uslar fort. Ein Freiherr Edmund von Uslar-Gleichen wandte sich 1888 in »Beiträgen zu einer Familiengeschichte der Freiherrn von Uslar-Gleichen« gegen Bürger und griff 1903 den bereits erwähnten Aufsatz des verdienten literarhistorischen Heimatforschers Nutzhorn an. 1906 veröffentlichte er eine Schrift »Der Dichter Gottfried August Bürger als Justizamtmann des von Uslar'schen Patrimonialgerichts«. Dieses Buch ist wohl das übelste Machwerk, das je über Bürger verfaßt wurde. Der Nachkomme der Quälgeister Bürgers bezeichnete den Dichter als »einen charakter- und sittenlosen . . . Poeten«, als einen »überaus nachlässigen Beamten«, als »Sklassen seiner wilden Begierden« – und was dergleichen Aus-

drücke eines »vornehmen« Mannes mehr sind. Den Grund dafür, daß Bürger seine Amtmannsstelle 1784 aufgab, vermochte er freilich nicht zu verbergen.

Am 9. August 1783 reichten die Senioren General von Uslar und Hans Leberecht von Uslar eine neue, von Listn verfaßte Beschwerde über Bürger bei der Regierung ein. Ihre Vorwürfe können aus Bürgers zweiter »Verantwortung« in unserer Ausgabe ersehen werden. Die Regierung veranlaßte eine gründliche Untersuchung durch Hofrat Georg von Uslar. Einige Gerichtsherrn gaben günstige Urteile über Bürgers Amtsführung ab. Bürger selbst, der vom Dezember an mehrfach vernommen wurde, antwortete schriftlich auf den Angriff seiner Feinde. Er erklärte am 31. Dezember, er werde das Ende der Untersuchung abwarten und dann die Stelle verlassen. Im März 1784 berichtete Hofrat von Uslar der Regierung, wies »die aufgestellten gravamina [Beschwerden] . . . ihres anzüglichen Inhalts wegen« zurück und stellte fest, daß »sich das Angeschuldigte nur in . . . Unordnung und Saumseligkeit, nicht aber in sonst sträflichen Handlungen wahr befunden« habe. Bürger wurde nicht abgesetzt; er wurde rehabilitiert und verließ freiwillig den Edelmannsdienst.

BALLADE

Bürger verdankt seinen Ruhm und seine Popularität vor allem der Ballade; er ging als ihr Schöpfer in die deutsche Literaturgeschichte ein. Die Ballade »aus den Niederungen der tragikomischen Romanze«, schrieb Ferdinand Joseph Schneider in seinem Buch »Die deutsche Dichtung der Geniezeit«, »zu höchster künstlerischer Vollendung emporgehoben zu haben, ist dieses Dichters größtes Verdienst. Durch ihn erwirbt sich die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts, die schon das neue Epos und bürgerliche Trauerspiel hervorgebracht hatte, ein weiteres Ruhmesblatt.«

Die Ballade war in fast allen europäischen Ländern seit Jahrhunderten als Volksballade heimisch. Deutsche Volksballaden, meist historischen Inhalts, sind besonders aus dem 15. und 16. Jahrhundert überliefert. Aus ihnen entwickelte sich das sogenannte »Zeitungslied« und der Bänkelsang, die beide von neuen und unerhörten Begebenheiten berichteten. Der Bänkelsang wurde auf Märkten und Messen von berufsmäßigen Sängern vorgetragen, die dabei auf einem Bänkchen standen und an groben, möglichst bunten Bildern das vorgetragene Ereignis erläuterten.

Vielfach wird der Bänkelsang als »Moritat« bezeichnet. Dieses Wort entstand wahrscheinlich aus »Mordtat« und deutet auf die Themen, die von den Bänkelsängern bevorzugt wurden.

Bürger wird deutsche Volksballaden und Bänkellieder schon als Kind gehört haben. Er wurde jedoch nicht von ihnen, sondern von den Romanzen Gleims zu seiner Balladendichtung veranlaßt. Gleim lernte den deutschen Bänkelsang in der Form kennen, die er Ende des 17. Jahrhunderts angenommen hatte. Der Bänkelsang war sentimental geworden. Er wollte die Zuhörer rühren und durch moralische Lehren bessern. Das kam Gleims Auffassung der Volkstümlichkeit nahe; als Dichter der literarischen Epoche vor dem Sturm und Drang sah er in volkstümlicher Dichtung noch Dichtung *für* das Volk, geschaffen zur Aufklärung und Belehrung des Volkes. Deswegen hing er wie sein Vorbild Moncrif den Romanzen eine Schlußmoral an, die in der Barockliteratur, in der Fabeldichtung der Aufklärung und im Bänkelsang als belehrender Kommentar üblich war. Die Gattung der Romanze fand Gleim bei dem spanischen Dichter Luis de Gongora (1561 bis 1627), dessen Romanzen 1767 von Johann Georg Jacobi ins Deutsche übersetzt wurden, und bei dem Franzosen François Augustin Paradis de Moncrif (1687–1770) vorgebildet. Ursprünglich hatte man wohl in Spanien und Frankreich die Volksballade als Romanze bezeichnet. Gongora und Moncrif parodierten jedoch den Volkston; sie gaben ihren Romanzen einen tragikomischen Charakter. Gleim hielt auch das für volkstümlich und ahmte Gongora und Moncrif nach. Er legte 1756 eine drei Stücke enthaltende Sammlung Romanzen vor, der weitere einzeln erscheinende und 1777 eine neue Sammlung folgten. Sie erregten in Deutschland großes Aufsehen. Am berühmtesten wurde die von Herder hochgeschätzte »Marianne« (1756). Gleim hatte sie einer Romanze Moncrifs nachgeschaffen, deren Inhalt aber mit einer wirklichen Berliner Mordgeschichte in Verbindung gebracht.

Gleim fand seinerseits bald Nachfolger, die seine Manier noch vergrößerten: Daniel Schiebeler (1741–1771), dessen Gedichte und Romanzen Eschenburg sammelte und 1773 herausgab, Johann Friedrich Löwen (1729–1771), Justus Friedrich Wilhelm Zachariae (1726–1777), Johann Benjamin Michaelis (1746–1772), Gotter und viele andere. Auch Hölty kam selten über den alten Romanzentyp der Ballade hinaus. Im allgemeinen ahmten diese Schriftsteller Gleim sklavisch nach, nur in der Travestie, einer Untergattung der Bänkelsängerromanze, schufen sie etwas

Neues, allerdings ebenfalls nach französischem Muster. Die Travestie parodierte im Ton der Bänkellieder antike, mythologische Stoffe und sollte komisch oder satirisch wirken. Einige Romanzen der Nachfolger Gleims unterschieden sich von ihren Vorbildern durch kräftige politische Satiren, z. B. einige Stücke von Löwen. Sie knüpften damit unmittelbar an den lebendigen Bänkelsang an.

Die Bänkelsänger berichteten zwar vornehmlich von grausigen Ereignissen, von Mordtaten, Eheskandalen, von traurigen Selbstmorden aus unerfüllter Liebe, Hinrichtungen und dergleichen, ihre Erzählungen hatten jedoch oft eine gesellschaftskritische Note. Obwohl durchweg religiös oder moralisch umkleidet, war sie deutlich genug, den Bänkelsang noch im 19. Jahrhundert außerordentlich beliebt zu halten.

Der Einfluß Gleims auf Bürger darf nicht überschätzt werden. Zwischen ihren Werken bestand ein grundsätzlicher Unterschied. Gleim beschönigte die Folgen der Feudalherrschaft und verherrlichte die Fürsten. In seinen »Preußischen Kriegsliedern von einem Grenadier« (1757) rühmte er den Siebenjährigen Krieg als gerecht; in »Liedern für das Volk« (1772), in »Fabeln« (1756) und Romanzen pries er die Armut als glücklichen Zustand und forderte zu gelassenem Ertragen irdischer Mühsal auf. Später wurde er ganz folgerichtig zu einem wütenden Gegner der Französischen Revolution.

Trotzdem haben die Werke Gleims auf Bürger gewirkt. Wenn Gleim auch den Bänkelsang nur parodierte, war er doch immerhin einer derjenigen Aufklärer, die sich schon vor dem Sturm und Drang um Volkstümlichkeit bemühten.

Er stellte einfache Menschen in den Mittelpunkt vieler Gedichte; das Leben und die Arbeit von Pflügern, Schnittern oder Gärtnern waren ihm ernsthafte literarische Themen. Viele Balladen Bürgers zeigen deutlich, daß er von Gleims Romanzen angeregt wurde. Am stärksten war die »Prinzessin Europa« von Gleim abhängig, wie schon ihr langer Titel erkennen läßt. Gleim hatte seine unübersichtlich langen Titel, die wie eine Inhaltsangabe anmuten, der Barockliteratur entlehnt. Gleichzeitig enthielt die »Prinzessin Europa« Gedanken, die bei Gleim nicht zu finden waren. Bürger benutzte die travestierte antike Verführungsgeschichte, um den lüsternen und skrupellosen deutschen Fürsten einen Schlag zu versetzen, tarnte sich also mit dem antiken Gewand. Dadurch beschränkte er freilich – wie alle Verfasser von Travestien – die Wirkung der Satire auf gebildete Kreise; denn ein einfacher

Mensch kannte natürlich die mythologische Welt der alten Griechen nicht und verstand folglich nicht, worauf angespielt wurde. Dagegen war es geschickt, in der »Frau Schnips« die christliche Mythologie zu parodieren und die kirchlichen Heiligen ihres Strahlenkranzes zu entkleiden. Im 18. Jahrhundert besaßen auch die »ungebildeten« Menschen so viel Bibelkenntnis, daß sie Bürgers Anspielungen und den in ihnen spürbaren Oppositionsgeist würdigen konnten.

Einschiebend muß hier bemerkt werden, daß Bürger mit der »Frau Schnips« nicht etwa das Christentum oder gar jeden religiösen Glauben ablehnte. Er war kein Atheist. Viele Gedichte, Briefe und Prosaschriften zeigen, daß er stets bei der Vorstellung eines höchsten Wesens blieb. Damit war allerdings kein Gott gemeint, der jederzeit unmittelbar in das Leben des einzelnen eingriff, wie das nach oberflächlichem Lesen einiger Gedichte und Briefe scheinen könnte, sondern ein allgegenwärtiger Schöpfer der Natur und ihrer Gesetze. Es war gerade Bürgers lebendiges religiöses Gefühl, das ihn – obwohl es christlich-protestantischer Züge durchaus nicht entbehrte – gegen die erstarrten Moralprinzipien und die orthodoxen Lehrsätze der Kirche auftreten ließ.

Von der Gleimschen Tradition ist Bürger nie ganz freigekommen. Das zeigt seine Vorliebe für gräßliche Szenen, besonders in der »Lenore«, in »Lenardo und Blandine«, in der »Entführung« und im »Raubgrafen«. Dabei muß allerdings bedacht werden, daß solche Stellen bei den unteren Volksschichten sehr ansprachen, kamen doch blutrünstige Abschnitte in vielen Bänkelliedern vor. Am auffallendsten ist, daß Bürger seiner »Frau Schnips«, der »Lenore«, dem Gedicht »Der Ritter und sein Liebchen« und anderen Stücken wie Gleim eine Schlußmoral gab und damit ihr dichterisches Gefüge lockerte. Die Schlußmoral hinderte den Leser, aus den poetischen Bildern des Dichters eigene Schlüsse zu ziehen, zerstörte also das künstlerische Erlebnis. Goethe schrieb treffend: »Eine Romanze ist kein Prozeß, wo ein Definitiv-Urteil sein muß« (Maximen und Reflexionen).

Bürger merkte selbst, welche Schwächen der Romanzendichtung Gleims und der seiner Nachahmer anhafteten. Er schrieb: »Daß Volkspoesie bisher vernachlässigt, daß Ballade und Romanze schier verächtlich und poetisches Spielwerk worden, daran sind wohl hauptsächlich mit die nackigen Poetenknaben Schuld, die sich einbilden, sie könnten auch wohl Balladen und Romanzen machen, und diese Dichtart gleichsam für das poetische ABC

halten. Da nehmen sie das erste das beste Histörchen, ohne allen Endzweck und Interesse, leiern es in langweiligen, gottesjämmerlichen Strophen, hier und da mit alten Wörtchen und Phrasen läppisch durchspickt, auf eine drollig sein sollende Art, mit allen unerheblichen Nebenumständen des Histörchens, von Kopf bis zu Schwanz herab, und schreiben drüber: Ballade, Romanze. Da regt sich kein Leben! Kein Odem! Da ist kein glücklicher Wurf! Kein kühner Sprung, so wenig der Bilder als Empfindungen! Nirgends was Aufrührendes, so wenig für den Kopf, als für's Herz!« (Aus Daniel Wunderlichs Buch.) Ähnlich urteilte Herder, der schon 1773 im Ossian-Aufsatz die Nachahmer Gleims abgelehnt hatte, später über »die neue Romanzenmacherei und Volksdichterei, die mit der alten meistens so viel Gleichheit hat, als der Affe mit den Menschen. Das Leben, die Seele ihres Urbildes fehlt ihr ja, nämlich: Wahrheit, treue Zeichnung der Leidenschaft, der Zeit, der Sitten. . . « (Volkslieder, Erster Teil, 1778).

Bürger wandte sich allmählich von der Bänkelsängerromanze ab und den Traditionen der Volksdichtung als einer echten Quelle wahrhaft volkstümlicher Dichtung zu. Seine Kenntnisse deutscher Volksdichtungen und ihr Einfluß auf sein Schaffen sind oft unterschätzt worden. Er hat sich darüber auch nur selten geäußert, sicherlich weil er – wie es im Brief vom 13. November 1773 an Boie heißt – lieber alles in der Welt, als ein Nachahmer sein wollte. Lieber ein unerträgliches Original als ein glücklicher Nachahmer . . . « Seine Gedichte und Balladen, es sei nur auf die nachstehend einzeln behandelten verwiesen, zeigen jedoch, daß er die lebendige Volksdichtung seiner Zeit kannte. Auch einige Briefe beweisen das. Am 19. August 1775 berichtet er Boie von der Absicht, »ein Avertissement« alter deutscher Volkslieder drucken zu lassen, und am 26. Februar 1778, daß ihm unbekannte Volkslieder vorgesungen worden wären. Sehr ausgedehnt waren freilich die Kenntnisse der Stürmer und Dränger auf dem Gebiet der Volksdichtung nicht, was durch Herders Sammlung, die nur wenige Stücke aus Deutschland enthielt, bewiesen wird. Bürger rief nach »einem deutschen Percy«, der »die Überbleibsel unserer alten Volkslieder sammeln« sollte (Aus Daniel Wunderlichs Buch). Unverkennbar ist aber, daß er Geist, Gehalt und Formen von Volksdichtungen aufnahm. Er wählte aus Sagen, Märchen und Liedern Stoffe und Motive aus und verarbeitete sie. Herders Hinweise bestätigten ihm, daß er auf dem rechten Wege zu volkstümlicher Dichtung war. Herder erklärte in den Aufsätzen seines Sammelbandes »Von deutscher Art und Kunst« (1773), die Aufnahme von Ele-

menten der Volksdichtung sei zur Entwicklung einer deutschen Nationalliteratur notwendig. Er lehnte die weitschweifige und gekünstelte Lyrik der älteren Aufklärer ab und konfrontierte sie mit den vorbildlich prägnanten, gegenständlichen und anschaulichen Liedern des Volkes. Anstelle bloßer Beschreibung forderte er, die Umwelt wie die Volksdichtung in fortschreitender dramatischer Handlung darzustellen.

Herder entwickelte seine Ansichten über Volkspoesie vor allem an den Gedichten Ossians und Stücken aus der Sammlung Percys. Bürger hat Thomas Percys »Reliques of ancient English Poetry« [Reste alter englischer Dichtungen] wahrscheinlich schon eher gekannt als Herder. Hölty entlieh sie 1770 aus der Göttinger Universitätsbibliothek und gab sie seinen Freunden weiter; Herder lernte sie erst 1771 durch Raspe kennen. Möglich ist allerdings, daß Bürger zunächst nur den Auszug las, der 1767 in Göttingen erschien und elf Stücke aus Percy enthielt. Jedenfalls wurden diese Sammlungen, zu denen noch der Band »Old ballads« (1777) kam, neben den Romanzen Gleims und der deutschen Volksdichtung zu den hauptsächlichsten Quellen der Balladendichtung Bürgers. Teilweise schuf er freie dichterische Übertragungen wie »Der Kaiser und der Abt«, teils verflocht er Motive, die sowohl in der englischen als in der deutschen Volksdichtung heimisch waren.

In den meisten Balladen Bürgers fand das Denken und Fühlen des Volkes dichterischen Ausdruck. Oft spiegelt der Zusammenstoß ihrer Charaktere und Gestalten die Auseinandersetzungen des Volkes mit den Fürsten und dem Feudaladel wider. Herder hob später, in der ersten Sammlung seiner »Briefe zur Beförderung der Humanität« (1793), hervor, daß Bürgers Gedichte »Anteil an der gemeinen Sache« genommen hätten. Ganz im Geiste der Volksdichtung gestaltete Bürger die Überlegenheit der einfachen Menschen über ihre Herren, am treffendsten und witzigsten in »Der Kaiser und der Abt«, am ergreifendsten in »Des Pfarrers Tochter von Taubenhain«. Im »Lied vom braven Manne« stellte er dem hilfsbereiten und tapferen Bauern einen Grafen gegenüber, der sich mit Geld von der Pflicht loskaufen will, seinem Mitmenschen in Not und Gefahr zu helfen. Er schreckte nicht davor zurück, in »Lenardo und Blandine« die Brutalität der regierenden Kaste zu zeigen.

Die Wirkung der Balladen war nicht zuletzt durch ihre Aktualität bedingt. Der Dichter spielte auf allgemein bekannte zeitgenössische Ereignisse an, verband sie geschickt mit dem behandelten

Thema und verlieh seinen Stücken dadurch große Schlagkraft. Mußte der Leser oder Hörer beispielsweise nicht sofort zwischen den »französischen Raubmarquis« im »Raubgrafen« und dem »Raubgrafen« selbst eine Parallele ziehen? Mußte er nicht daran denken, in wessen Auftrag die »Raubmarquis« wirkten?

Über die künstlerische Form der Ballade, über die Ballade als besondere Gattung der Poesie hat sich Bürger nie ausführlich geäußert, auch dann nicht, als er Vorlesungen über Ästhetik und deutschen Stil hielt. Seine Bemerkungen ergeben keine geschlossene Theorie der Ballade. – Der Ausdruck stammt aus Südfrankreich und Italien und bezeichnete im Mittelalter ein kurzes Tanzlied (italienisch ballare = tanzen). Die Normannen nahmen ihn mit nach England und nannten den epischen Volksgesang Ballade; von England kam er dann durch Percy nach Deutschland. – Für Bürger war die Ballade ein »episch-lyrisches« Gedicht. Ebensogut verdient sie freilich den Namen eines dramatischen Gedichtes. Im Grunde genommen enthält die Ballade Elemente aller drei Grundgattungen der Literatur. Goethe schrieb dazu in seinen »Noten und Abhandlungen« zum »Westöstlichen Diwan« (1819): »Es gibt nur drei echte Naturformen der Poesie: . . . Epos, Lyrik und Drama. Diese drei Dichtweisen können zusammen oder abge sondert wirken. In dem kleinsten Gedicht findet man sie oft beisammen, und sie bringen eben durch diese Vereinigung im engsten Raume das herrlichste Gebild hervor, wie wir an den schätzenswertesten Balladen aller Völker deutlich gewahr werden.«

Ein Blick auf die Geschichte der deutschen Ballade zeigt, daß die Anteile der drei Dichtweisen nicht immer gleich waren. In Bürgers Balladen tritt das Dramatische hervor, in denen Schillers und Goethes mehr das Epische. Das hat zweifellos gesellschaftshistorische Ursachen. Das Vorherrschen des dramatischen Elements in den Balladen Bürgers wurde durch das Streben erzeugt, die zeitgenössische Umwelt wahrheitsgetreu abzubilden. Die allmähliche Verschärfung der Beziehungen zwischen Volk und Feudaladel in den Jahren nach 1760/1770 fanden hier literarischen Ausdruck.

Aufbau und Stil der Balladen Bürgers entsprachen ihrem dramatischen Grundcharakter. Der Dichter stellte meist nach einer kurzen Einleitung eine Verwicklung dar, die notwendig einen dramatischen, widerspruchslösenden Höhepunkt erzeugen mußte. Diesem Aufbau diente eine ausgefeilte Dialogtechnik, die nur selten von Bericht oder Beschreibung ergänzt wurde. Besonders

in der »Lenore« und »Des Pfarrers Tochter von Taubenhain« sind die Dialoge voll innerer Dynamik und dramatischer Wucht. Dialog und Aufbau fand Bürger in der Volksballade vorgebildet. An ihr schulte er sich auch sprachlich, wobei ihm seine Erfahrungen als Übersetzer sehr zustatten kamen. Er wählte für seine eigenen Balladen Ausdrücke, Worte und Redewendungen aus der Umgangssprache sowie aus der Bibelübersetzung Luthers und der Sprache des protestantischen Kirchenliedes. Umgangssprachlich sind z. B. das Auslassen von Artikeln und unbetonten Vokalen und die Verwendung niederdeutscher Worte wie »jappen« oder »kliffen«. Gern wandte Bürger sprichwörtliche Redewendungen an, in »Der Kaiser und der Abt« z. B. den Ausdruck »einem etwas am Zeuge flicken«. Interessant ist, daß andererseits Wendungen Bürgers sprichwörtlich wurden, aus »Der Kaiser und der Abt« beispielsweise die Antwort des Kaisers in Strophe 30: »Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht . . .« Auch die metrische Form von Bürgers Balladen entstammte der englischen und deutschen Volksdichtung. Er benutzte Jamben (»Lenore«) und Jamben mit eingestreuten Anapästen (»Lenardo und Blandine«), also steigende Versfüße. Auch die wirkungsvolle Wiederkehr von Versen (in der »Lenore« die Frage des Reiters) und der Refrain sind Volksdichtungen entlehnt. Neu und für Bürger fast eigentümlich war dagegen die stimmungserzeugende und -steigernde Lautmalerei, die er besonders in der »Lenore« anwandte.

Lenore

An der »Lenore« lassen sich die Grundzüge der Balladendichtung Bürgers ausgezeichnet feststellen und verfolgen. Die »Lenore« war Bürgers erste große Meisterballade. Als sie Ende 1773 im Göttinger »Musenalmanach auf das Jahr 1774« erschien, wurde sein Name mit einem Schlag in ganz Deutschland bekannt. Das Jahr ihrer Entstehung und ihres Druckes war überhaupt für die Sturm- und Drang-Bewegung ein Jahr voller Erfolge und großer Leistungen; schon vor Bürgers »Lenore« waren 1773 Goethes »Götz von Berlichingen« und Herders Sammelband »Von deutscher Art und Kunst« erschienen; außerdem entstanden in diesem Jahr Lenzens Sesenheimer Liebesgedichte, Teile seiner »Anmerkungen übers Theater«, seines »Hofmeister«, Teile von Goethes »Leiden des jungen Werthers« und die Anfänge von Bürgers Gedicht »Der Bauer. An seinen Durchlauchtigen Tyrannen«. Die Freude Bürgers über das gelungene Werk läßt sich an vielen

Briefen ablesen. Sie geben zugleich Aufschluß über seine Entstehungsgeschichte. Über seine Quellen sagen sie wenig aus. Sie erwähnen nicht einmal Johann Christian Günthers (1695–1723) Gedicht »An Leonoren«, dem Bürger höchstwahrscheinlich den Strophenbau seiner »Lenore« entlehnt hat. Dabei ist gerade die Quellenfrage bei der »Lenore« für die Kenntnis der Arbeitsweise Bürgers und des gesamten Sturm und Drang wichtig. Die Ballade kann als Beispiel dafür gelten, wie die Stürmer und Dränger von der Volkskunst angeregt wurden, wie sie Motive und Formelemente der Volksdichtung verarbeiteten.

Zur »Lenore« sind zahlreiche, weitreichende Quellenforschungen vorgenommen worden. Anfangs glaubte man, daß Bürger, wie es aus seinen Briefen hervorzugehen scheint, durch Herders »Blätter von deutscher Art und Kunst« und Goethes »Götz« angeregt worden sei und als Quellen nur wenige Bruchstücke eines deutschen Volksliedes und das Gedicht »Sweet Williams ghost« aus der Percyschen Sammlung benutzt habe. Das letztere war von Herder übersetzt und in seinem Aufsatz »Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker« (in den »Blättern von deutscher Art und Kunst«) veröffentlicht worden. Bald konnte aber festgestellt werden, daß den Hauptmotiven der Ballade uraltes Sagengut zugrunde lag. Es handelt sich zunächst um den Gedanken, daß übermäßige Trauer die Ruhe der Toten störe. Dieses Motiv ist in vielen Ländern nachzuweisen, in Deutschland, Ungarn, Schottland, Serbien, Litauen, Griechenland, in der Bretagne, in Indien und Persien. Es klingt, um nur zwei Beispiele zu nennen, im »Zweiten Lied von Helgi dem Hundingstöter« der älteren »Edda« und im Märchen vom »Totenhemdchen« auf, das in verschiedenen Fassungen in Niedersachsen, im Hannoverschen, im Oberharz und anderen Gegenden verbreitet war und von den Brüdern Grimm in ihre »Kinder- und Hausmärchen« aufgenommen wurde. Diesem Motiv ist die Vorstellung verwandt, das Leben schaffe Bande, die auch der Tod nicht lösen könne, und deswegen hole der Tote den geliebten Menschen zu sich. Sehr oft treten in Sagen, Märchen oder Liedern beide Motive miteinander verflochten auf.

Bürger hat ohne Zweifel diese Motive und ihre Wirkung in der lebendigen Volksdichtung seiner Zeit gefunden. Entnahm er sie aber nur als Anregung verschiedenen Volkserzählungen oder Volksliedern oder hat er eine Volksdichtung gekannt, in der die beiden Motive miteinander verschmolzen und der Grundgedanke der »Lenore« schon vorgebildet war?

Nach Bürgers eigenen, brieflichen Angaben muß man annehmen, daß er eine Art Original der »Lenore« gekannt hat. Kurz nachdem die erste englische Übersetzung der »Lenore« im Märzheft 1796 des »Monthly magazine« erschienen war, behauptete ein Kritiker im Septemberheft 1796 der gleichen Zeitschrift, dieses Original sei »The Suffolk miracle« in der 1723 erschienenen »Collection of old ballads«. Diese Ansicht wurde jedoch schnell widerlegt. Bürger hat diese Balladensammlung nicht gekannt. Biester bestätigte dann in einem Aufsatz »Die Quelle von Bürgers Lenore« in der »Neuen Berlinischen Monatsschrift« (November 1799), daß es in Hannover ein Lenoren-Volkslied gegeben habe. Clemens Brentano (1778–1842) glaubte das Lenoren-Original in dem balladesken Lied erblicken zu können, das ihm Auguste Pattberg als Volkslied für seine Sammlung »Des Knaben Wunderhorn« (1806 bis 1808) einsandte. Er glich das Stück (Es stehn die Sterne am Himmel) noch stärker an die »Lenore« an und nahm es unter Bürgers Titel in seine Sammlung auf. Nachdem dann von Voß und anderen nachgewiesen wurde, daß dieses Lied keineswegs das Vorbild der »Lenore« war, sondern vielmehr auf ihr beruhte, stritten viele Literarhistoriker die Existenz einer Ur-Lenore ab. Aber wenn auch eine solche nie aufgefunden wurde, ist nicht daran zu zweifeln, daß es sie gegeben hat. Außer den vom Dichter selbst erwähnten Bruchstücken eines Volksliedes konnten noch andere Reste einer Lenoren-Volksballade nachgewiesen werden.

Karl Julius Schröer veröffentlichte 1868 in einem Aufsatz »Ein Ausflug nach Gottschee. Beitrag zur Erforschung der Gottschee'schen Mundart« (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien) unter dem Titel »Die Totenbraut« das folgende Volkslied, das er in Gottschee, einer deutschen Sprachinsel in Krain, entdeckt hatte:

Die Totenbraut

Es waren zwei Liebe.
Der Liebe wird ins Heer geschrieben.
Ins Heer muß er marschieren.
So spricht die Liebe:
»So komm mir, Lieber, zu sagen,
Sei lebendig oder tot,
Wie es dir im Kriege wird ergehen.«

Einmal klopft an der Liebe:
»So tust du, Liebe, nicht schlafen?
Oder tust du, Liebe, wachen?«
»Ich tu, Lieber, nicht schlafen,
Ich tu, Lieber, wachen.«
»Komm heraus, Liebe mein!
Und heraus kommt die Liebe.

Er nimmt sie bei schneeweißer Hand,
Er hebt sie auf sein hohes Roß,
Sie reiten dahin am Wege.
»So tust du, Liebe, dich nicht fürchten?
Oder tust du, Liebe, dich fürchten?«
»Wie werd' ich, Lieber, mich fürchten,
Wenn du, Lieber, bist bei mir?«

Wie edel da scheint der Mond,
Wie leise da reiten die Toten!
Sie reiten dahin zum Kirchlein,
Jawohl, dahin auf den grünen Friedhof!
So da spricht der Liebe:
»Ruck dich, ruck dich, Marmelstein!
Spalte dich, spalte dich, kohlschwarze Erde!«

So verschlinge du Erde die Toten,
So laß die Lebenden bleiben.
Als herum ist gekommen der Morgen,
Keine Sprache hat sie nicht verstanden,
Keinen Menschen hat sie nicht gekannt.
Sie ist zurückgegangen sieben ganze Jahr,
Sieben ganze Jahr und drei Tage.

Das Lied beweist zusammen mit anderen Zeugnissen, daß es einmal eine balladeske Ur-Lenore gegeben hat. Der bekannte Volksliedforscher John Meier schrieb dazu: »... die Existenz einer alten Lenoren-Ballade wird bezeugt durch das Vorhandensein von Versgruppen in sagenhaften prosaischen Gestaltungen des Stoffes, die Reste der ehemaligen Liedform darstellen« (Balladen, II. Teil, 1936). Unentschieden mußte bisher die Frage bleiben, ob Bürger eine vollständige Lenoren-Volksballade oder nur ihren Inhalt als Prosa-Erzählung gekannt hat. Feststeht, daß er einige Zeilen oder Versgruppen aus Volksliedern benutzte, darunter die

Formel »Schläfst, Liebchen, oder wachst du?« und auch die Zeile »Ganz lose, leise, klinglingling«, die den niederdeutschen Worten »Wo lise, wo lose / Rege hei den Ring« nachgeformt ist.

Bürger gab den beiden erwähnten Motiven eine besondere Wendung. In der Volksdichtung holt der durch die Tränen aus seiner Ruhe geschreckte Tote die Geliebte zu sich, um mit ihr wenigstens im Grabe Hochzeit zu feiern. Bei Bürger enthüllt sich der tote Bräutigam als Tod »mit Stundenglas und Hippe«, der Lenore zur Strafe zum Grab führt. Diese Änderung war der aktuellen Tendenz der »Lenore« wegen nötig. Die erste Strophe der »Totenbraut« aus Gottschee läßt erkennen, daß die Motive des Lenorenstoffes bereits in Volksdichtungen an die Gestalt eines gefallenen Soldaten gebunden worden waren. Aber die Beziehung auf die schlesischen Kriege, auf den »harten Sinn« Friedrichs II. und Maria Theresias, das wundervolle poetische Bild der heimkehrenden Heere und der erlöst von Angst und Unglück jubelnd zusammenströmenden Bevölkerung stammen von Bürger. Seine Soldatenbraut Lenore, niedergeworfen von Schmerz und Sehnsucht, flucht der Welt und ihrem Schicksal.

O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!

Bürger zielte, ohne es unmittelbar auszusprechen, auf die Feudalstaaten, die das Glück junger Menschen zerstörten, und auf die Geistlichen, die darin eine Fügung Gottes zu erblicken befahlen. Er ließ Lenore ihr Aufbegehren bis zur Blasphemie, bis zur Lästerung Gottes steigern. »Eitler Wahn!« ruft sie ihrer Mutter zu, »Gott hat an mir nicht wohlgetan!« Dann, noch umfassender: Lenore »fuhr mit Gottes Fürscheidung Vermessen fort zu hadern«.

O Mutter! Was ist Seligkeit?
O Mutter! Was ist Hölle?

fragt sie und antwortet selbst:

Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle!

Sie verwirft die Lehre von Gottes Gnade und einem seligen Leben im Jenseits.

Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden.

Die ersten Strophen der Ballade tragen einen rebellischen Charakter, ihretwegen forderte der Konsistorialrat Reinhard in seiner unten zitierten Kritik das Verbot der »Lenore«. Der Schluß jedoch ist von einer anderen geistigen Einstellung getragen. Bürger konnte es vor sich selbst und der Öffentlichkeit nicht wagen, die christliche Gottes- und Heilsvorstellung vollkommen abzulehnen. Diese Inkonsequenz erzeugte einen deutlich spürbaren künstlerischen Bruch. Der Gespensterritt und die Schlußstrophen besitzen nicht die dramatische Kraft der ersten Strophen. Sprachlich sind sie mit ihrer Lautmalerei, dem sprunghaften Rhythmus ihrer Ausrufe und abgerissenen Sätze stark genug, den zweiten Teil eindrucksvoll und fast noch erregender als den ersten zu machen. Die meisten Lenore-Interpreten haben diesen Bruch empfunden und auf verschiedene Weise beurteilt. Herbert Schöffler hat in einem am 30. Oktober 1945 in Göttingen gehaltenen Vortrag erörtert, ob die »Lenore« im Geist des Katholizismus, Protestantismus oder des Altluthertums geschrieben sei und ob Bürger gemeint habe, daß Wilhelm »im fernen Ungarlande« vom Katholizismus zum Islam übergetreten sei. Diese Fragen sind für ein Verständnis der »Lenore« nicht belanglos, gehen aber am Kern der Dichtung vorüber. Es handelt sich doch hier darum, daß Bürger seine Lenore gegen Gott aufbegehren und sie dann dafür bestrafen läßt, wobei eindeutig das künstlerische Schwergewicht auf dem ersten Zug liegt. Schöffler hat das selbst gespürt und bemerkt, die »Lenore« sei »das alte und doch so selten verstandene Lied vom Zerfall eines Gottglaubens« (»Bürgers ‚Lenore‘«, Die Sammlung, Göttingen, Oktober 1946).

Albrecht Schöne (Göttingen) schloß an Schöfflers Vortrag eine ganz neuartige Interpretation der »Lenore« an. Er nahm in seiner Untersuchung »Bürgers ‚Lenore‘« (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 1954) Schöfflers Hinweise auf und fand zahlreiche Beziehungen zwischen der »Lenore« und protestantischen Kirchenliedern. Seine Ausführungen beweisen, daß Bürger in der »Lenore« »das Vokabular der Lutherbibel und des lutherischen Gesangbuches« und bei »den rhetorischen Figuren ... Anregungen der Kirchenlieder« verwendet hat. Schöne verwarf jedoch Schöfflers »These vom ‚Zerfall eines Gottglaubens‘« und behauptete, daß Lenore »nicht etwa Worte des Altluthertums lästerlich ins Negative verdreht, sondern ganz in ihrer eigentlichen Bedeutung aufgenommen« hat. Um das zu stützen, versuchte er eine neue Deutung der Gestalt Wilhelms: Wilhelm, dem sich Lenore mit Inbrunst hingeben will,

ist in ihren Augen sowohl der Geliebte als auch der »himmlische Bräutigam«. Der Herausgeber meint, daß sich Schöne eingehend und mit großer Einfühlungskraft um den Text bemühte, aber sich allzusehr von der Absicht leiten ließ, aus Bürger einen christlich-religiösen Dichter zu machen. Bürger hat nie die Welt protestantischer Vorstellungen überwunden. Davon zeugt in der »Lenore« namentlich der Schluß. Im Eingangsgespräch zwischen Tochter und Mutter aber wird an den Grundfesten der christlichen Glaubenslehre gerüttelt. Es ist verfehlt, Bürgers »dichterisches Werk« als »eines der großen Beispiele für die Ausstrahlung der Kirche in die Welt, für die Freisetzung religiös gebundener Energien, die im Kunstwerk wirksam werden«, zu bezeichnen.

Des Pfarrers Tochter von Taubenhain

Die Ballade »Des Pfarrers Tochter von Taubenhain« hat lange im Schatten der »Lenore« gestanden und wird ihr vielfach auch jetzt noch untergeordnet. Mit Unrecht, sie gehört zu den großartigsten Werken unseres Dichters; schon Schubart nannte sie 1791 in seiner »Chronik« eine »Meisterballade«.

Bürger ist zur »Pfarrers Tochter« kaum von Volksdichtungen angeregt worden. Allerdings war die Gestalt der unehelichen Mutter dem Volkslied nicht fremd. Schiller lehnte beispielsweise seine »Kindsmörderin« (1781) dem schwäbischen Volkslied »Joseph, lieber Joseph, was hast du gedacht . . .« an, das, um 1615 entstanden und 1805 zum erstenmal gedruckt, von der Hinrichtung einer Kindesmörderin erzählt. Ähnliche Volkslieder sind aus Brandenburg, Österreich, Hessen, dem Rheinland und dem Erzgebirge bekannt. Aus ihnen und vor allem aus seinem täglichen Umgang war Bürger der Widerwille bekannt, mit dem die Behandlung der unehelichen Mutter durch Justiz und Geistlichkeit empfunden wurde.

Für die feudalstaatlichen und die kirchlichen Gesetze des 18. Jahrhunderts galten uneheliche Schwangerschaft und Geburt als schweres Verbrechen. Eine uneheliche Mutter und ihr Kind wurden als rechtlose Parias angesehen. Sie durften nur grobe, teils unwürdige Arbeiten verrichten und sanken oft genug zu Bettlern herab, da ihnen niemand Arbeit geben oder anderweitig helfen durfte. Deswegen versuchten viele Mädchen, wenn sie vor- oder außerehelich schwanger wurden, ihre Mutterschaft zu verheimlichen oder das Kind zu töten. Die Grausamkeit der Gesetze zwang sie, ihre mütterlichen Gefühle zu unterdrücken. Die Justiz ahndete schon das Verheimlichen einer Schwangerschaft mit bru-

talen und schimpflichen Strafen, mit öffentlichem Auspeitschen oder Prangerstehen. Ein Kindesmord wurde in der Regel ohne Rücksicht auf den Grund zur Tat mit dem Tode bestraft. Der Vater des Kindes ging straffrei aus. Der Verführer eines gutwilligen Mädchens konnte seine schwangere Geliebte verlassen und die Ratlose dadurch zur grausigen Tat treiben, ohne eine Strafe befürchten zu müssen.

Es ist Zufall gewesen, daß Bürger eine juristische Probearbeit über einen Kindesmordfall anfertigen mußte, als er sich um die Gerichtshalterstelle der Familie Uslar bewarb. Keineswegs zufällig war es jedoch, daß er in ihr nur eine geringe Strafe für die Mutter und auch für die Großmutter, die hier die eigentliche Mörderin war, »beantragte«. Bürger verfuhr ganz im Sinne der Aufklärung, die ihre Ideen einer Strafrechtsreform und einer Zeit, Ort und Umstände berücksichtigenden Anwendung der Strafgesetze gern am Problem des Kindesmords zu entwickeln und vorzutragen pflegte. Ganze Bibliotheken rechtswissenschaftlicher Literatur wurden im ausgehenden 18. Jahrhundert über den Kindesmord geschrieben. Als 1780 öffentlich die Frage gestellt wurde, »Welches sind die besten ausführbarsten Mittel dem Kindermorde abzuhelpfen?«, gingen über 400 Antworten ein. An der Diskussion beteiligten sich u. a. Goethes Schwager Johann Georg Schlosser (1739–1799) und Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827). Die meisten Beiträge forderten, die Todesstrafe für Kindesmörderinnen abzuschaffen oder sie nur nach genauer Prüfung bei besonders schwerwiegenden Fällen anzuwenden.

Bürger vertrat die Forderungen der Aufklärer auch dann, als er 1781 einen wirklichen Kindesmord zu untersuchen hatte. Professor Claproth bescheinigte ihm in einer Vorbemerkung zu dem bereits erwähnten Abdruck der Untersuchungsakten, er habe »sich hier als einen fleißigen geschickten menschenfreundlichen Untersucher bewiesen«. Die beiden in unsere Ausgabe aufgenommenen Verhöre der jungen Kindesmörderin Erdmann bestätigen dieses Lob vollauf. Bürgers Vermutung, daß die von ihm verhörte »Kindermörderin ... ungeachtet der christmenschenfreundlichen Luft, die alleweil über den Erdboden wehet, dennoch ... mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht und ihr Körper auf das Rad geflochten werden dürfte«, erfüllte sich nicht (An Philippine Gatterer, 18. Januar 1781). Auf Grund der Ergebnisse seiner Untersuchung wurde Catherina Elisabeth Erdmann nicht zum Tode, sondern nur zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. Dieses Erlebnis hat tiefen Eindruck auf

Bürger gemacht; er vollendete seine Kindesmörderinnen-Ballade, mit der er sich schon seit 1776 beschäftigte, im August 1781, wenig nach dem Abschluß der Untersuchung, die vom 6. Januar bis 28. April 1781 gedauert hatte. Aber er hat nicht einfach diesen oder andere, ihm bekannte Kindesmordfälle dichterisch behandelt, er stellte das Schicksal einer Kindesmörderin allgemeingültig dar. Natürlich waren nicht alle Kindesmörderinnen einem adligen Verführer zum Opfer gefallen. Aber dadurch, daß Bürger seine Pfarrerstochter das Opfer eines Junkers werden ließ, konnte er in der Handlung der Ballade die große, sich auch im Kindesmordproblem offenbarende Auseinandersetzung zwischen Volk und Feudaladel verdeutlichen. Das Volk faßte die Vollendung der Liebe ganz anders als der Feudaladel auf, einfacher und zugleich inniger, als höchste menschliche Beziehung, nicht als ein durch Priesterhand geheiligtes Mittel, den Sexualtrieb zu befriedigen. Jedoch waren die Ansichten des Adels tief ins Bürgertum, in die Intelligenz und sogar in die unteren Volksschichten gedrungen. Die Ehe wurde zu einem Pakt erniedrigt, der unbedingt innerhalb der eigenen Schicht und zumeist ohne die Weihe der Liebe vollzogen wurde. Echte Liebe, eine reine Herzensneigung ohne egoistische Vorbehalte und Ziele erschienen lächerlich, nutzlos und verwerflich, wenn ihnen der kirchliche Segen fehlte.

Einige Stürmer und Dränger brandmarkten diese Abhängigkeit des Bürgertums von der Moral des Feudaladels, indem sie – wie Goethe in der Gretchentragödie des »Ur-Faust« (1772–1775) oder Lenz in der Erzählung »Zerbin« (1776) – bürgerliche Menschen als Verführer einfacher und natürlich empfindender Mädchen auftreten ließen. Dadurch wurde freilich der zugrunde liegende Klassenwiderspruch verhüllt. Das gleiche geschah in Heinrich Leopold Wagners Drama »Die Kindermörderin«. Der Kindesmord ist hier eigentlich die Folge einer zufälligen Krankheit des zur Heirat entschlossenen adligen Verführers.

Auch Bürger tat seine Meinung über die einer aufsteigenden Klasse unwürdigen Moralprinzipien kund. Der Vater seiner Rosette vergißt sich und die christlichen Gebote der Nächstenliebe so weit, daß er – ein Pfarrer! – seine schutzlose und hilfsbedürftige Tochter wie ein Henkersknecht prügelt:

Er schlang ihr fliegendes Haar um die Faust;
Er hieb sie mit knotigen Riemen.
Er hieb, das schallte so schrecklich und laut!
Er hieb ihr die samtene Lilienhaut
Voll schwellender blutiger Striemen.

Diese Szene ist gewiß furchtbar, aber sie ist der Wirklichkeit abgesehen – wie allein die Aussagen der Erdmann in den von Bürger angestellten Verhören zu beweisen vermögen. Sie ist ebenso realistisch wie die Darstellung der Geburt und des Mordes. Es erscheint nicht richtig, wenn H. A. Korff im ersten Teil seines Werkes »Geist der Goethezeit« meint, daß Bürger »lediglich auf der niederen Saite schauriger Rührung spielen« wollte. Natürlich, mit der Gretchentragödie verglichen, ist die »Pfarrers Tochter« in der Tat voll »naturalistischer Kraßheit« (F. J. Schneider). Wobei aber bedacht werden muß, daß Bürger mit seiner Ballade andere poetische Absichten verfolgte als Goethe mit dem »Faust«. Er wollte gemäß der eigenen Theorie ein getreues Abbild des Urgegenstandes schaffen. Dabei verlor er sich nicht in Einzelheiten, sondern enthüllte die psychologischen und die gesellschaftlichen Gründe des Kindesmordes.

Bürger griff in der »Pfarrers Tochter« den Adel noch schärfer an als in der »Lenore«. Er stattete seinen Junker von Falkenstein mit all den Eigenschaften aus, die eine herrschende Kaste besitzen kann. Der Junker ist treulos, heuchlerisch, verlogen, lüstern, hochmütig – kurz, er ist grenzenlos selbstüchtig. Sogar seine Sprache wirkt abstoßend und zynisch. Die werdende Mutter nennt er »Nährchen« und »Liebchen«. Er spricht sie wie ein Fuhrmann sein Pferd mit »Ho!« an und gibt schließlich seine brutale Genußsucht in einem gemeinen Angebot preis:

Und wenn dir mein wackerer Jäger gefällt,
So laß' ich's mir kosten ein gutes Stück Geld.
Dann können wir's ferner noch treiben.

Das seelische Erleben der jungen Pfarrerstochter hat Bürger so zart wie nur möglich erzählt. Er schildert die Schwangerschaft bildlich, durch das Keimen, Blühen und Reifen der Natur. Ihr bitteres Schicksal wird schon in dem poetischen Vergleich zwischen Falke und Taube in der Eingangsstrophe angedeutet:

Da rasselt, da flattert und sträubet es sich,
Wie gegen den Falken die Taube.

Der Kaiser und der Abt. Der wilde Jäger

Die Ballade vom Kaiser, Abt und dem Schäfer Benedix manifestiert Bürgers Glauben an die geistigen Kräfte des Volkes. Sein Abt ist nur geübt im Trinken und Essen; er muß es bald auf-

geben, die vier Rätselfragen des Kaisers zu lösen. Die vier hochgelahrten Fakultäten können die Fragen ebenfalls nicht beantworten. Der gesunde Menschenverstand, der Mutterwitz des einfachen, ungebildeten Schäfers aber läßt sich nicht durch Spitzfindigkeiten verwirren. Benedix findet die Antworten sozusagen im Handumdrehen.

Die vier Rätsel sind uraltes Sagengut, das mehr oder minder abgewandelt in aller Welt vorkommt. Es war schon lange literarisch ausgewertet worden, z. B. in Burcard Waldis' »Wie ein Seuhirt zum Abt wird« (Esopus ganz new gemacht, 1557) oder in der XXVII. Geschichte des »Till Eulenspiegel« (1515), wo Till fünf schwierige Fragen des Rektors der Prager Universität mühelos beantwortet. Bürger hat die Erzählung Waldis' sicher aus Zachariaes »Fabeln und Erzählungen in Burcard Waldis' Manier« (1771) gekannt, die Quelle seiner Ballade war jedoch Percys Gedicht »King John and the Abbot of Canterbury«. Er übersetzte Percys Stück nicht wortgetreu. Die erste Strophe des Originals lautet:

Ich will euch erzählen 'ne alte Geschichte,
Vom König Johann ist's, von dem ich berichte;
Er herrschte in England nicht besser als schlecht,
Und tat recht viel Übles und hielt wenig Recht.

Die zweite Strophe von »Der Kaiser und der Abt« hat bei Percy überhaupt keine Entsprechung. Der faule und nichtsnutzige König Johann des englischen Originals, der den dicken Geistlichen einfach aus Bosheit ärgert, ist in einen ehrenwerten, den Abt wegen seines Müßiggangs strafenden deutschen Kaiser verwandelt. Franz Leschnitzer hat in dem bereits zitierten Aufsatz gemutmaßt, daß Bürger »hier den Adel (genauer: die Monarchie) und den Klerus hat auseinander loben wollen«. Ganz unmöglich ist das nicht. Weit wichtiger aber ist die Erkenntnis, daß Bürger wie Goethe bei der Charakteristik der Kaisergestalt im »Götz von Berlichingen« durchaus volkstümlich dachte, als er seinem Kaiser positive Züge verlieh, galt doch im 18. Jahrhundert der Kaiser immer noch als ein Symbol der ersehnten Reichseinheit.

Bürger ist sich darüber im klaren gewesen, daß seine Ballade ein neuer rebellischer Angriff war. Schon Percy hatte die Tendenz dieses Stoffes erkannt. Er bemerkte zum »King John«: »Als kürzlich während der Bürgerkriege [die Zeit der englischen Revolution ist gemeint] die Bischöfe vielseitig Gegenstand des Tadels und Spottes wurden, wärmten einige Puritaner dieselbe Geschichte zu einem . . . Liede auf . . . mit dieser stichelnden Moral;

Der Ungelehrte kann das Schwere oft ergründen,
Wenn Bischöf' hochgelehrt der Fürsten Aug' erblinden.«

Bürger kleidete die satirische Tendenz humoristisch ein. Gerade dadurch machte er sie eindringlich und weit wirksamer, als sie im Gewand eines politischen Tagesgedichtes hätte sein können.

Die Sage vom wilden Jäger muß Bürger schon als Kind in Mollerswende gehört haben. Man erzählt sich noch heute – der Herausgeber dieser Ausgabe hat es selbst erlebt – in manchen Dörfern des Osthazes vom Jägermeister Hackelberg, der ein wahrer Nimrod gewesen sei und in der Nähe auf einem Berg begraben liege. Nachts jage er unermüdlich mit einer klaffenden Hundemeute durch die Lüfte.

Außer der heimatlichen wird Bürger auch noch andere Fassungen gekannt haben, ist die Erzählung doch eine der ältesten Sagen. Möglicherweise benutzte er außerdem das »Chronikon Hirsaugiense«, das ihm schon Stoffquelle für seine »Weiber von Weinsberg« gewesen war (vgl. Anmerkung zu dieser Ballade). Bürger verband abermals ein Motiv der Volksdichtung mit einem Gegenwartspol. Er verflocht die Erzählung vom Jäger, der zur Strafe für seine freventlichen Sünden ohne Ruhe durch die Lüfte jagen muß, mit den Beschwerden der Bauern über die Folgen fürstlicher und adliger Jagdlust. Das gräßliche Schicksal des Wild- und Rheingrafen soll »zum Schreck der Fürsten jeder Zeit« dienen, soll sie warnen, weiterhin die Geschöpfe Gottes zu Tode zu hetzen und dabei die Arbeitsergebnisse fleißiger Bauern mutwillig und sinnlos zu zerstören.

Die übertriebene Jagdleidenschaft der Fürsten und feudaldadligen Grundbesitzer und ihre Folgen wurden schon im Abschnitt »Sturm und Drang« erwähnt. Sie bedrohten vielfach die Existenz der Bauern ebensowohl wie die hohen Abgaben oder die Fronarbeiten. Die Stürmer und Dränger protestierten leidenschaftlich gegen das Jagdunwesen, ohne freilich wirksame Gegenmaßnahmen einleiten zu können. Die Aktivität der Bauern spiegelte sich freilich im »Wilden Jäger« nicht unmittelbar wider. Bürger begnügte sich, Fürsten und Adel anzuklagen. Dennoch bedeutete die Ballade mit ihrer Parteinahme und rücksichtslosen Kritik eine Hilfe für die deutschen Bauern.

Als Bürger seine »Lenore« vollendet hatte, schrieb er in überschwehnglicher Freude an Boie: »... alle, die nach mir Balladen machen, werden meine ungezweifelten Vasallen sein und ihren Ton von mir zu Lehn tragen« (12. August 1773). Dieses Wort, so

übertrieben es klingt, hat sich in gewissem Sinne erfüllt. Noch zu Lebzeiten Bürgers wurden seine Balladen zu einem festen Bestandteil der deutschen Literatur – ungeachtet dessen, daß sie von manchen Gelehrten, Schriftstellern und Geistlichen abgelehnt wurden. Die »Göttingischen Gelehrten Anzeigen« schrieben beispielsweise in ihrem ersten Stück des Jahrgangs 1774 über die »Lenore«, der Verfasser habe mit diesem »Ammenmärchen« wohl seine Leser zum besten haben wollen. Sie glaubten anscheinend, Bürgers erste Meisterballade spöttisch abtun zu können. Bald spürte man aber, daß ihr trotz einiger Schwächen gewaltige Kraft innewohnt. Der Konsistorialrat Professor Adolf Friedrich Reinhard aus Bützow forderte deshalb das Verbot dieser »wirklich verabscheuungswürdigen Romanze«. Er übertrumpfte die Rezension der Göttinger: »Die Strophen ... sind ein so unerträgliches Gespötte mit den ehrwürdigsten Dingen der christlichen Religion, so ein unverzeihlicher Mißbrauch biblischer Ausdrücke und Lehren, daß man sich wundern muß, nicht daß Leute sind, die schlecht genug denken, um dergleichen zu schreiben und solchen Dingen Beifall zu geben, sondern daß eine so ärgerliche Liedersammlung [der Musenalmanach] entweder die Zensur passiert ist oder doch nicht öffentlich gerügt und verboten wird« (Freiwillige Beiträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, 11. Februar 1774). In der Tat wurden die »Lenore« und ganze Jahrgänge des Musenalmanachs und auch die erste Sammlung der Gedichte von der kaiserlichen Zensurkommission verboten.

Selbst fortschrittliche Denker und Schriftsteller konnten sich nicht sofort an den neuen Balladentyp gewöhnen. Herder schrieb Ende November 1773 an Heyne, dessen Frau ihn am 21. November um ein Urteil über die »Lenore« gebeten hatte: »Über Lenore freuts uns herzlich, daß Ihre Engelfrau ebenso denkt. Cramer heults uns in der größten Sommerhitze mittags vor, und wir schauderten beide erschrecklich disharmonisch, ich und mein Weiblein. Da ichs las, fuhr es mich so durch, daß ich nachmittag in der Kirche auf allen Bänken nackte Schädel sahe. Ein Henker der Menschheit! also zu quälen! wofür und wozu? Wollt', daß ein anderer ebenso sänge, wie den Dichter der Teufel geholt!« (vgl. Anmerkung zum Brief Bürgers an Boie, 16. September 1773). Später dachte Herder anders. Er erkannte, daß sich auch in Bürgers Balladen sein Hoffen auf eine volksverbundene und volkstümliche Dichtung zu erfüllen begann und schloß sich den Urteilen Goethes, Schubarts, Wielands und anderer Dichter an.

1777 schrieb er in seinem Aufsatz »Von Ähnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst«: »Wenn Bürger, der die Sprache und das Herz dieser Volksrührung tief kennet, uns einst einen deutschen Helden- oder Tatengesang voll alter Kraft und alles Ganges dieser kleinen Lieder gäbe: ihr Deutsche, wer würde nicht zulaufen, horchen und staunen? Und er kann ihn geben; seine Romanzen, Lieder, selbst sein verdeutschter Homer ist voll dieser Akzente . . .«

Die Wirkung der Balladen Bürgers auf die deutsche Literatur reicht bis in unsere Gegenwart. Zwar veränderten sich Thematik und Form von einem zum anderen historischen Entwicklungsabschnitt der Ballade: Goethes und Schillers klassische Balladen behandeln weltanschauliche Probleme; die Romantiker verliehen ihren Balladen märchenhafte und unwirklich-idyllische Züge; Uhland, Chamisso und die Balladendichter des »Vormärz«, vor allem Freiligrath und Weerth, griffen dann wieder soziale Themen auf – unverkennbar ist, daß die deutsche Balladendichtung auf dem Fundament ruht, das Bürger legte.

Auch in der Literatur anderer Nationen wirkten Bürgers Balladen. Sie gaben vielfach den Anlaß, aus nationalen Traditionen das Genre der Ballade zu entwickeln. In Frankreich wirkten sie auf Victor Hugo (1802–1885), den Führer der Romantik, dessen »Odes et Ballades« 1821–1826 erschienen, in England auf Walter Scott (1771–1832), den Begründer des historischen Romans. Scott übersetzte schon kurz nach Bürgers Tod zwei seiner Balladen: »The Chase [Der Wilde Jäger] and William and Helen [Lenore], two ballads from the German of G. A. Bürger« (1796). Es würde jedoch den Rahmen einer biographisch-historischen Einleitung sprengen, alle Beziehungen dieser Art zu zeigen. Lediglich auf die russische und polnische Literatur soll noch hingewiesen werden.

Die russische Literatur verdankt der Bekanntschaft mit Bürgers Balladen den Anstoß zur Ausbildung der Kunstballade. Schon die ersten, in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts erschienenen russischen Balladen, beispielsweise Karamsins »Raissa« (1791), zeigten deutlich den Einfluß Bürgers, nicht zuletzt darin, daß ihre Verfasser selbständig auf Motive der Volksdichtung zurückgriffen. Auch der eigentliche Begründer der russischen Ballade, W. A. Shukowski (1783–1852), wurde durch Bürger angeregt. Er las in den Jahren 1805–1808 Bürgers Werke in deutscher Sprache. Dabei merkte er sich in einem Notizheft an: »Bürger ist in diesem Genre ganz einzig: Er hat den richtigen Ton

für diese Dichtungsart: diejenige Einfachheit, wie ein Erzähler sie haben muß. In der Wahl des populären Ausdrucks ist er stets glücklich, er mag die Natur oder Gefühle malen; er hat etwas Elastisches, Lebendiges in der Diktion, paßt seine Versmaße genau dem Gedanken an . . . Schiller ist weniger einfach, seine Sprache hat nicht die anziehende Popularität der Bürgerschen, sie ist aber edler, wohlklingender.« Bürgers »Lenore« begeisterte Shukowski. Nach ihrem Vorbild schuf er »Ljudmilla« (1808), die erste russische Kunstballade, wobei er das Motiv vom toten Soldaten, der seine Braut holt, unmittelbar der russischen Volksdichtung entnahm. Das gleiche Motiv verwandte er später noch einmal in seiner Ballade »Swetlana« (1811, 1813). Puschkina nannte die »Ljudmilla« eine »freie, reizende Umdichtung Bürgers«. Das war sie in der Tat. Shukowski veränderte das Versmaß, die Reimbindungen und den Strophenbau und schwächte die blasphemischen Reden Lenores ab. Ähnlich verfuhr er 1829 mit der »Lenore«, als er sie zum zweitenmal und zwar etwas getreuer ins Russische übertrug. – Shukowskis Übersetzungen entfesselten in Rußland große literarische Streitigkeiten, in deren Verlauf die »Lenore« noch einmal im Jahre 1816, um – wie Puschkina schrieb – »die kraftvolle Schönheit der Urschöpfung zu zeigen«, von Kantenin unter dem Titel »Olga« übersetzt wurde. Damit hörten freilich die Balladen Bürgers nicht auf zu wirken; Lermontow beispielsweise verwandte das Lenoren-Motiv 1831 in seiner Dichtung »Der Gast«.

Shukowskis »Ljudmilla« regte ihrerseits den großen revolutionären Romantiker Adam Mickiewicz (1798–1855) an, volkstümliche Balladen zu schreiben. Mickiewicz wuchs inmitten lebendiger Volksdichtertraditionen auf. Er lernte Shukowskis »Ljudmilla«, dann auch Bürgers und ferner Goethes und Schillers Balladen während seiner Universitätszeit (1815–1819) kennen. 1822 erschien seine erste Balladen-Sammlung. Er ahmte seine Vorbilder nicht nach, sondern machte sich die Grundlage der Balladendichtung zu eigen. Er schöpfte Stoffe und Motive aus der westslawischen Volksdichtung und benutzte die Volkssprache. Über seine Ballade »Die Flucht«, die Anfang der zwanziger Jahre entstand, schrieb er selbst: »Diese Erzählung ist den Völkern aller christlichen Länder bekannt. Die Dichter haben sie in verschiedener Weise umgearbeitet. Bürger hat auf ihr seine »Lenore« aufgebaut . . . Ich habe meine Ballade nach einem Lied verfaßt, das ich in Litauen in polnischer Sprache gehört hatte. Inhalt und Komposition des Volksliedes behielt ich genau im Gedächtnis,

dagegen nur wenige Verse, und diese Verse dienten mir als stilistisches Vorbild.« Bürgers »Lenore« und Mickiewicz' »Die Flucht« behandeln gleiche Themen. Freilich äußert sich der Reiter des polnischen Revolutionärs weit schärfer gegen Kirche und Klerus als die Lenorengestalt des Stürmers und Drängers.

UNSELIGE LIEBE

Bürger war gerade zwei Jahre Gerichtshalter, als er Dorothea Marianne Leonhart, die 1756 geborene Tochter des hannöverschen Amtmannes Johann Carl Leonhart (1720–1777) heiratete. Dorette war eine stille Frau, von anspruchsloser Schönheit, gebildet und belesen. Bürger hat später in seiner »Beichte« behauptet, er habe sie nicht geliebt. Das mag wohl mit Rücksicht auf die Empfängerin seines Lebensberichtes geschrieben sein. Er heiratete Dorette nicht nur deswegen, weil sie bereits ein Kind von ihm erwartete; er hat zu ihr tiefe Zuneigung empfunden. Bürgers Lieben war ebenso leidenschaftlich wie sein Dichten. Stark und männlich war auch die Liebe zu seinen Kindern. Mehrere Briefe, am schönsten vielleicht der an Boie vom 10. Dezember 1777, und auch das Gedicht »Muttertändelei« zeugen davon. Als die Brüder seiner Frau Waisen geworden waren, nahm er sich auch ihrer an und erzog sie mit Rat und Tat. Der traurige Verlauf der Ehe mit Dorette ist in der »Beichte eines edlen Mannes« geschildert. Bürger fühlte sich bald zu der zwei Jahre jüngeren Schwester seiner Frau, namens Auguste Wilhelmine Eva, genannt Molly, hingezogen. Immer wieder versuchte er, die Liebe zu Molly, von der nur Goecking und Sprickmann wußten, zu unterdrücken. In der »Elegie, als Molly sich losreißen wollte« und in vielen Briefen hat er sich von seinen seelischen Qualen befreien wollen. Aber alles Ringen war vergebens, im Jahre 1781 mußte Molly dem sehnächtigen Drängen nach Erfüllung ihrer Liebe nachgeben. Bürger brachte es aber nicht übers Herz, sich von Dorette zu trennen und führte jahrelang eine Doppelehe. Molly wurde am 19. April 1782 bei seiner Schwester Friederike Müllner in Langendorf bei Weißenfels von einem Knaben entbunden, und Dorette gebar ihm am 29. April 1784 ihr drittes Kind (vgl. vorletzte Anmerkung zur »Beichte eines Mannes«).

Viele Literaturhistoriker haben sich ausgiebig mit Bürgers Liebes- und Eheleben beschäftigt. Einige lenkten bewußt die Aufmerksamkeit hierauf; sie verunglimpften den Menschen Bürger, um

dadurch auch seine Werke herabzusetzen. Gewiß war Bürgers Verhältnis zu Molly und Dorette ungesund. Es kann auch nicht damit entschuldigt werden, daß die deutsche Literatur ihm einige ihrer schönsten Liebesgedichte verdankt. Bürger aber deswegen vollkommen zu verdammen, liegt kaum Grund vor.

Dorette erlag 1784 der in ihrer Familie erblichen Schwindsucht. Ein Jahr später heiratete Bürger seine Molly. Das Ehejahr mit ihr hat er stets als die glücklichste Zeit seines Lebens bezeichnet, obwohl er damals wirtschaftlich arg bedrängt war. Als Molly am 9. Januar 1786 starb, war sein Schmerz lange kaum zu stillen.

Bürgers größtes Verdienst war es, Schöpfer der Kunstballade und ihr erster Meister gewesen zu sein. Gleichwohl hat er auch als Lyriker Rang und Namen in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Der Liebespoesie mangelte lange jeder Gefühlsausdruck, galt doch in der feudal-höfischen Welt die Frau nur als Objekt, das den Befehlen der Eltern und des Mannes zu gehorchen hatte und gut genug war, sexuelle Begierden zu befriedigen. Klopstock fragte dagegen in seinen Oden, ob die Frau nicht gleichberechtigter Partner des Mannes sein müsse. Ihm erschien die Liebe als Krone aller menschlichen Beziehungen. Die Frau sollte frei wählen können und die Gefühle des Mannes erwidern. Seine Liebesoden strahlten aber wenig innere Wärme aus. Ihr Pathos wirkte nicht selten kalt, die Ausdrucksweise gelehrt, unbeholfen und steif. Wärme, Gefühl und ungekünstelte Freude am Leben und Lieben kamen erst mit Goethe, Bürger und den anderen Sturm-und-Drang-Lyrikern in die deutsche Liebesdichtung. Klopstocks Geliebte war eine dem Manne geistig ebenbürtige, zurückhaltende Frau. Bürger verschmolz die eigene Leidenschaft mit den Liebesgefühlen der einfachen, unverbildeten Menschen, mit denen er fast täglich umging. Seine Frauengestalten ließen im »Spinnerlied« ein sehndes Herz sprechen und jubelten in »Muttertändelci« ihr Lebensglück frei heraus. In »Trautel« und »Liebeszauber« hat Bürger den zärtlichen Stolz des Jungmannes auf sein Mädchen eingefangen. »Das Mädcl, das ich meine« drückt die berausenden Empfindungen über das Bild der schönen Geliebten in der Phantasie des Mannes aus; es vereinigt Elemente der Volksdichtung mit Nachwirkungen mittelhochdeutscher Minnelieder. Bürger hat die Minneliryk schon frühzeitig kennengelernt. 1769 entlieh sein Freund Biester aus der Göttinger Universitätsbücherei die von Bodmer herausgegebene »Sammlung von Minnesingern« (1758). Die Freunde studierten

sie gemeinsam und benutzten dann auch Bodmers »Proben der alten schwäbischen Poesie« (1748) und Schilters »Thesaurus antiquitatum Teutonicarum« (1728). Bürger gelang es, sich schöpferisch mit der Minnedichtung zu beschäftigen. Gleims, Hölty und Millers Nachahmungen blieben im Verhältnis zu denen Bürgers recht wertlos. Bürger wurde von Walther von der Vogelweides Lied »si wunderwol gemachet wip« zu seinem Gedicht »Das Mädel, das ich meine« angeregt. Spuren des gleichen Minneliedes finden sich auch in der »Elegie, als Molly sich losreißen wollte«. Am schönsten gelang das von Walthers Lied »sô die bluomen ûz dem grase dringent« angeregte »Winterlied«. Merck schrieb dazu in den »Frankfurter gelehrten Anzeigen«: »Das Minnelied von Herrn Bürger ist besserer Zeiten wert, und wenn er mehr solche glückliche Stunden hat, sich dahin zurückzuzaubern, so sehen wir diese Bemühungen als eines der kräftigsten Fermente an, unsre empfindsame Dichterlinge mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien und ihrem Elysium der Wohltätigkeit und Menschenliebe vergessen zu machen.«

Die Anregungen aus der mittelhochdeutschen Lyrik hätten freilich kaum genügt, den Empfindungs- und Formenreichtum von Bürgers Liebesgedichten hervorzubringen. Er knüpfte wie in seiner Balladendichtung an das Volkslied an. Allerdings finden sich auch Anklänge an die Tändeleien des Rokoko. Jedoch sind Bürgers Bilder und Vergleiche wohl oft kühn und deutlich, aber niemals frivol; sie sind diesseitsfreudig. Im Grunde genommen spiegeln sie nur die gesunden erotischen Gefühle des Volkes.

POPULARITÄT

Im Mittelpunkt der theoretischen Arbeiten und Überlegungen Bürgers stand die Popularität der Poesie. 1776 ließ er in Boies »Deutschem Museum« seine wichtigste theoretische Schrift erscheinen: »Aus Daniel Wunderlichs Buch.« In den Vorreden zu den Gedichtsammlungen und in Briefen bekräftigte er die hier geäußerten Ansichten. Außerdem sind zwei akademische Lehrbücher und einige kleinere Aufsätze über ästhetische Fragen erhalten. Bedeutung hat davon vor allem das Fragment »Von der Popularität der Poesie«.

Für Bürgers Begriffe »Volkspoesie« und »Popularität« und für seine Dichtung mußte es wesentlich sein, was die Stürmer und Dränger und er selbst unter »Volk« verstanden. Sie unterschieden

wie Lessing »Volk« und »Pöbel«. »Unter Volk verstehe ich nicht Pöbel«, schrieb Bürger (Von der Popularität der Poesie), und Herder bemerkte in den »Volksliedern«: »Volk heißt nicht der Pöbel auf den Gassen« (2. Teil). Beide Begriffe waren natürlich keine streng ökonomischen Kategorien; sie enthielten wertende Urteile von Dichtern. Goethe schrieb beispielsweise am 1. Juni 1774 an Schönborn, daß »das gemeine Volk ... doch die besten Menschen sind«. Die Meinung der Stürmer und Dränger war zudem nicht immer gleich und auch nicht ganz einheitlich. Im allgemeinen verstanden sie – soziologisch gesehen – unter »Volk« die plebejischen Schichten, die Bauern, das Bürgertum und einen Teil der herrschenden Klasse, nämlich den, der ihrer Meinung nach volksverbunden war und verantwortungsbewußt seine gesellschaftlichen Pflichten erfüllte. In diesen Menschen sah Bürger sein Publikum. Er erklärte, er schreibe für alle Stände, »von Pharaon an bis zum Sohn der Magd hinter der Mühle«. Der Pharaon mochte sich freilich bequem, seine Empfindungen denen des Volkes anzupassen, sonst gehörte er zum Pöbel. Bürger, so berichtete Althof, »pflegte wohl Publikum und Pöblikum zu unterscheiden« (Althof an Boie, 10. November 1794). Bemerkenswert ist, daß Bürger »sowohl geringen, als vornehmen Pöbel« kannte (Lehrbuch der Ästhetik). Zum Pöbel gehörten die »Fürsten- und Adelsbrut und das Geschmeiß der Pfaffen«, die »Pfefferkrämer«, »der ehrsame Janhagel« in Göttingen, kurz die volksfremden herrschenden Kreise und alle, gleichgültig aus welcher Schicht, die sich ihnen geistig oder auf andere Weise angeschlossen hatten.

Manchmal wandten die Stürmer und Dränger den Begriff »Pöbel« allerdings so negativ wie die feudalhöfischen und patrizischen Kreise an. Auch bei Bürger kam das vor, so im Brief an Goecking vom 3. Juni 1775 und andeutungsweise einmal in der Vorrede zur Gedichtausgabe von 1778.

Bürger ahnte bereits, daß sein Begriff »Volk« widersprüchliche Elemente umschloß. Das Volk, schrieb er, »scheidet« sich »in Klassen, in höhere, bloß geistig raffinierende, und geringere, körperlich ausübende Klassen«. Bürger selbst fühlte sich, wie das eben zitierte Schreiben an Adelung zeigt, am stärksten mit den bäuerlich-plebejischen Schichten verbunden. Er orientierte sich aber doch auf alle, die nach Ansicht der Stürmer und Dränger zum »Volk« gehörten. Seine Gedichte sollten »den verfeinerten Weisen ebenso sehr, als den rohen Bewohner des Waldes, die Dame am Putztische, wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken

und auf der Bleiche, entzücken« (Aus Daniel Wunderlichs Buch); sie sollten »den mehrsten aus allen Klassen« etwas geben (Vorrede zur ersten Ausgabe der Gedichte). Die Lehrsätze der Gottschedschen Literaturtheorie lehnte Bürger ab. Er kennzeichnete starre Regeln als jeder lebendigen Dichtung schädlich und feindlich. Bürger folgte auch hierin Ansichten Herders, die dieser in den »Fragmenten«, den »Kritischen Wäldern« und in anderen Frühschriften ausgesprochen hatte. Gleichzeitig übernahm Bürger aber wie Herder entwicklungsfähige Theorien älterer Aufklärer, z. B. die Kennzeichnung der Poesie als einer »ars popularis« aus der »Kritischen Dichtkunst« Breitingers. Auf Schritt und Tritt begegnet man in Bürgers Schriften auch Ideen Lessings, am auffallendsten im dritten Teil von »Daniel Wunderlichs Buch«: »Zur Beherzigung an die Philosophunkolos«. Bürger bekämpfte hier im Namen der künstlerischen Phantasie den platten Rationalismus Nicolais. Seine Überlegungen zur Glaubwürdigkeit und Wirkung des Auftretens von Hexen und Gespenstern auf der Bühne stützten sich auf das 11. und 12. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie«.

Anfang der siebziger Jahre glaubte Bürger noch, zwei Arten der Poesie unterscheiden zu müssen, eine höhere für die Kenner und eine populäre für das breite Publikum (vgl. Bürger an Goekingk, 3. Juni 1775). 1776 erklärte er dann: »Mir liegt das Wohl und Weh der Poesie am Herzen. Ihre Produkte wünscht' ich insgesamt volksmäßig zu machen.« Die Dichtung, so heißt es weiter in »Daniels Wunderlichs Buch«, »die nicht für's Volk ist, mag hinlaufen, wohin sie will. Mag sie doch für Götter und Göttersöhne den erhabensten Wert haben! Für das irdische Geschlecht hat sie nicht mehr, als der letzte Fixstern, dessen Licht aus tiefer dunkler Ferne zu uns herflimmert«. Von nun an war Bürger der Meinung, Dichtung müsse für Kenner *und* für Nichtkenner Wert haben. In der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Gedichte erklärte er: »Popularität eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit. Wer diesen Satz sowohl in der Theorie als Ausübung verleugnet, der mißleitet das ganze Geschäft der Poesie und arbeitet ihrem wahren Endzweck entgegen.« Bürger hielt also noch 1789 an seinen alten Ansichten fest. Sein Ton war allerdings bescheidener geworden, auch will er dem gebildeten Kenner jetzt wieder etwas mehr Einfluß einräumen.

Die Schrift »Aus Daniel Wunderlichs Buch« wurde mit Beifall begrüßt. Schubart schloß sich Bürgers Auffassung an. In einer »Kritischen Skala der vorzüglichsten deutschen Dichter« (1790) schrieb

er: »Popularität oder Volksinnigkeit halte ich mit Bürger'n für eine der vorzüglichsten Eigenschaften eines Dichters. Wen nur wenige verstehen, der kann unmöglich jene göttliche Einfalt haben, die für jeden Menschen von schlichtem Verstande verständlich und einschneidend ist. Je stärker und dauernder die Eindrücke eines Dichters bei der Nation sind, je größer ist er.« Friedrich Nicolai allerdings stellte eine Sammlung zusammen, die den Titel trug: »Eyn feyner kleyner Almanach vol schönerr echter liblicherr Volcksliederr, lustigerr Reyen, unndt kleglicherr Mordgeschichte, gesungen von Gabriel Wunderlich weyl. Benkelsengernn zu Dessaw, herausgegeben von Daniel Seuberlich, Schusternn tzu Ritzmück ann der Elbe« (1777/78). Er wollte die Begeisterung der Stürmer und Dränger für die Volksdichtung lächerlich machen und an Hand willkürlich ausgewählter, noch dazu in künstlich antiquierter Rechtschreibung gedruckter Beispiele beweisen, wie wertlos die Lieder des Volkes wären. Er erzielte freilich keinen großen Erfolg, sondern wurde seinerseits angegriffen. Lessing sprach in mehreren Briefen Nicolai offen sein Mißfallen aus. Herder nannte die Sammlung »eine Schüssel voll Schlamm«, »aufgetragen, damit die Nation ja nicht zu etwas Besserm Lust bekomme, als ob solcher Schlamm das Gold wäre, das man führt...« (Von Ähnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst).

Bürger selbst wollte erst mit einer Gegenschrift antworten, begnügte sich dann aber, in die »Prinzessin Europa« (1777) einige derbe Strophen gegen Nicolai einzuflechten.

Bürger schlug eine Bresche in den Wust der auf Herders Hinweise ins Kraut geschossenen Theoreme über Volksdichtung, Volkslied, Volkspoese. Er öffnete die Augen darüber, daß Volkspoese in erster Linie Dichtung *für* das Volk sein müsse. Bürger wiederholte damit nur scheinbar die Lehrsätze älterer Theoretiker oder solcher Dichter, die als Nachahmer Gleims »Lieder für das Volk« geschrieben hatten. Er verwarf ausdrücklich das »poetische Spielwerk« dieser »Poetenknaben« (Aus Daniel Wunderlichs Buch). Bürger erklärte, daß Dichtkunst »zwar *von* Gelehrten, aber nicht *für* Gelehrte als *solche*, sondern für das *Volk* ausgeübt werden« müsse (Vorrede 1789). Allerdings erkannte Bürger noch nicht, daß der volksverbundene Inhalt das bestimmende Moment der Volkstümlichkeit ist. Das vermochten erst Theoretiker festzustellen, die sich auf eine revolutionäre Volksbewegung stützen konnten.

Herder hatte in den »Fragmenten« und in den »Blättern von deutscher Art und Kunst« auf die Volksdichtung als Quelle der

Poesie hingewiesen. Bürger nahm das begierig auf. »... am ersten und leichtesten«, schrieb er, möchten »unsere alten Volkslieder« Vorbild für die Gestaltung echter Volkspoesie sein. »Diese alten Volkslieder bieten dem reifenden Dichter ein sehr wichtiges Studium der natürlich poetischen ... Kunst dar« (Aus Daniel Wunderlichs Buch). Hiervon ausgehend unterschied Bürger zwischen Volkslied, Volksballade usw. als der Dichtung *des Volkes* selbst und volkstümlicher Dichtung als der Dichtung, die nach dem Vorbild der Volksdichtung für das Volk geschaffen wird. Volkstümliche Dichtung war ihm keine besondere Gattung mehr wie den älteren Aufklärern, sondern das »non plus ultra aller Poesie« (Aus Daniel Wunderlichs Buch). Er verlangte »Popularität in jeder Gattung der Poesie« (an Boie 29. September 1777). Bei der Klärung dieser Begriffe offenbarten sich abermals Bürgers Kenntnisse der Volksdichtung, über die bereits im Abschnitt »Ballade« gesprochen wurde. Herder glaubte, daß in den »Würfen und Sprüngen« der Volkslieder eine ihrer Eigenarten zu finden sei. Bürger stellte dagegen, seine Erfahrungen als Übersetzer mit benutzend, zur Überlieferung der Volkslieder fest: »Freilich hat die mündliche Tradition oft manches hinzugetan und weggenommen, und dadurch viel lächerlichen Unsinn hineingebracht. Wer aber das Gold von den Schlacken zu scheiden weiß, wird wahrlich keinen verächtlichen Schatz erbeuten – und wär's denn wohl der Mühe nicht wert, ... die alte verdunkelte, oder gar verlorne Lesart wieder herzustellen?« (Aus Daniel Wunderlichs Buch). Man kann Rudolf Haym nicht völlig zustimmen, wenn er im ersten Band seiner Herder-Biographie schrieb: »... als er [Bürger] es unternahm, in dem ‚Herzensausguß über Volkspoesie‘ über sein Streben Rechenschaft abzulegen, da trug er nur in seiner eigenen Sprache zum zweiten Male dieselben Sätze vor, die drei Jahre früher der Herdersche [Ossian-] Aufsatz verkündet hatte«. Bürger legte nicht nur Rechenschaft ab, er leistete einen Beitrag zur Auffassung des Sturm und Drang vom Problem der Volkstümlichkeit, der auf dem von Herder Gesagten beruhte, es aber weiterentwickelte. Andererseits hat Herder in seinem Aufsatz »Über Ähnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtung« sich bestimmter Leitsätze Bürgers bedient. Und als Dichter bewies Bürger durch die Tat, welchen Nutzen die entstehende deutsche Nationalliteratur aus volkskünstlerischen Traditionen ziehen konnte.

In seinem Fragment »Von der Popularität der Poesie« kam Bürger auf ein weiteres Problem der Ästhetik zu sprechen, auf die Frage

des Vorbildes der Dichtkunst. Er erklärte das »Buch der Natur« zum Vorbild der Literatur. Dabei verstand er unter »Natur« nicht nur die Natur im engeren Sinne, er begriff das gesellschaftliche Leben mit ein. Damit stieß er zu einer Grundforderung der materialistischen Ästhetik vor: Poesie ist Nachbildnerie, »Darstellung des Urgegenstandes«, »Spiegel und Spiegelbild des Urgegenstandes« und diese »Darstellung selbst ruht auf Gesetzen, unverändert bis ans Ende der Tage« (Von der Popularität der Poesie). Bürgers Anschauungen waren aber nur eine realistische Theorie auf niedrigem Niveau. Im Brief an Boie vom 5. Januar 1778 findet sich beispielsweise folgende Bemerkung: »... das Nachbild der Kunst muß, wenn alles ist, wie es sein soll und kann, die nämlichen Eindrücke machen, wie das Vorbild der Natur«. Sein Satz vom »Spiegelbild des Urgegenstandes« war lediglich ein materialistischer Ansatz. Als Dichter verstand Bürger typische Charaktere zu schaffen und sie in typische Umstände zu stellen, aber theoretisch hat er das Problem des Typischen nur in ganz geringem Maße bewältigt. Wenn er die Darstellung eines anderen verwarf, stand er scheinbar höher als Winkelmann und auch Schiller, die beide die griechische Kunst zum Vorbild der Dichtkunst erklärten. Bürgers Anschauungen standen jedoch andererseits tief unter der klassizistischen Theorie, die in Auswahl und Typisierung eine wesentliche Aufgabe des Dichters erblickte.

Breiten Raum räumte Bürger Erörterungen über exakte metrische und sprachliche Formen ein. Er meinte, die wohlgebildete und geschliffene äußere Gestalt eines poetischen Werkes würde zum Gefühl für Schönheit und zum Geschmack erziehen. An seinen eigenen Dichtungen feilte er unermüdlich; er behandelte sie wie ein Philologe. Philippine Gatterer berichtete er darüber am 5. Februar 1781: »Ich habe es gar keinen Hehl, daß ich die meisten meiner Gedichte, wohl zehn- und zwanzigmal abgeschrieben habe. Was sie an Präzision des Ausdrucks, Leichtigkeit, Wohlklang, kurz an jeder Art poetischer Vollkommenheit, es sei nun viel oder wenig, an sich haben, das rührt lediglich von diesem öftern Schreiben und Abschreiben her. Den Laien läßt sich allenfalls wohl weismachen, daß man in poetischer Begeisterung ein schönes Gedicht, so wie es dasteht, ohne ein Wort nachher zu ändern, auf das erste Blättchen Papier hingeworfen habe. Allein die Geweihten wissen, was sie davon halten sollen«. Bürger verlor sich aber vielfach – besonders in seiner »Rechenschaft über die Nachtfeier der Venus« – in Spitzfindigkeiten, die seinem Bemühen um volksmäßige Dichtung geradezu Gewalt antaten.

GÖTTINGEN

Seit 1784 war Bürger Privatdozent an der Universität in Göttingen. Er glaubte wohl, ein Universitätslehrer sei unabhängiger von den herrschenden Gewalten als ein Justizamtmann. Darin täuschte er sich jedoch. Die hannöversche Regierung lehnte es ab, ihn mit Gehalt anzustellen. Bürger mußte sein Leben von Honoraren und den Gebühren fristen, die für den Besuch seiner Vorlesungen entrichtet wurden. Die Professoren sahen in ihm nur einen unerwünschten Eindringling. August Wilhelm Schlegel, der von 1786–1790 in Göttingen studierte, berichtete: »Die Tatsache kann ich bezeugen, daß mehrere Professoren der berühmten Universität Bürgern mit großer Verachtung begegneten und von ihm sprachen, wie von einem Ausgestoßenen der bürgerlichen Gesellschaft . . . Bei meinem Eintritt in das akademische Leben als ein junger Schüler wurde ich sehr bedenklich gegen den Umgang mit Bürgern gewarnt.« Schlegel gehörte zu den Studenten, die sich enger an Bürger angeschlossen hatten. Er verkehrte 1788/89 sehr viel im Hause des Dichters und unterhielt sich mit ihm über sprachliche und metrische Probleme. Sie schufen gemeinsam eine Reihe von Sonetten und außerdem half Bürger, den »Sommer-nachtstraum« von Shakespeare zu übersetzen. Trotzdem schrieb Schlegel später eine überaus scharfe Kritik »Über Bürgers Werke« (1801), in der er den einstigen Lehrmeister vom Standpunkt der Romantik angriff. Schon vorher hatte er alle von Bürger übertragenen Stellen des »Sommernachtstraums« gestrichen; die innerhalb seiner Shakespeare-Ausgabe (1797–1810) erschienene Fassung enthält nur noch einen einzigen Vers von Bürger.

Unter den Professoren besaß Bürger lediglich in Lichtenberg, Heyne und Kästner Freunde. Heyne verschaffte ihm 1787 den Titel eines Doktors der Philosophie und 1789 den eines außerordentlichen Professors der Philosophie, der Bürger freilich nur verliehen wurde, weil er vorläufig auf Gehalt verzichtete. Bei den Studenten, zumindest denen der philosophischen Fakultät, war Bürger beliebter als bei den Professoren. Er wurde beispielsweise zum Ehrenmitglied einer literarischen Studentengesellschaft gewählt, die im August 1784 von Leonhard Wächter gegründet wurde.

Die ablehnende Haltung der Göttinger Professoren erscheint um so erstaunlicher, als Bürger doch ein bekannter deutscher Dichter war. Seine zweite Gedichtausgabe (1789) hatte kaum weniger Erfolg als die erste, obwohl sie im wesentlichen Gedichte und

Lieder enthielt, die bereits im Musenalmanach gestanden hatten. Neu waren vor allem die im Winter 1788/89 nach dem Vorbild Petrarcas geschaffenen Sonette. Bürger trug mit ihnen dazu bei, daß diese altitalienische Gedichtform, die schon Fischart, Gryphius und Opitz benutzt hatten, in Deutschland wieder gepflegt wurde. Sie zeigten jedoch gleichzeitig ein gewisses Nachlassen seiner schöpferischen Kräfte. Er hätte früher nie Gedichte nach einem so festen Schema verfertigt, wie es das Sonett fordert. Offenbar hat er auch das Wesen dieser Gedichtart nicht vollkommen erfaßt. Voß stellte sehr richtig in einem gegen die Sonette der Romantiker gerichteten Aufsatz »Über Bürgers Sonette« (1808) fest, Bürger habe »nicht für seinen poetischen Stoff eine angemessene Form gewählt, sondern für die herkömmliche Form einen Stoff, wie er sich fand, zugeschnitten« (vgl. Vorwort zur Gedichtausgabe 1789).

Neigung zu poetischer Künstelei wurde auch am »Hohen Lied von der Einzigem« sichtbar. Man kann hier Schillers Kritik nur beipflichten. Es ist in der Tat nicht das Meisterstück lyrischer Dichtkunst, das Bürger in ihm erblickte. Seine Lobpreisungen sind einfach aneinander gereiht, ihre Fülle wird nicht durch einen einheitlichen Gedanken gebändigt. Bezeichnenderweise knüpfte Hölderlin (1770–1843), der Meister des hymnischen Gesanges, nicht an Bürgers volkstümliche Balladen und Lieder, sondern an die künstliche Form des »Hohen Liedes« an. Seine »Hymne an die Schönheit« (1791) zeigt in Versmaß, Wortwahl – besonders bei Zusammensetzungen – und Strophenbau viele Anklänge an Bürgers Gedicht. Bürger hat allerdings auch in Göttingen nach dichterischer Volkstümlichkeit gestrebt. Dafür zeugt vor allem die Bearbeitung der Münchhausen-Erzählungen.

Münchhausen

Es blieb lange unbekannt, wer den »Münchhausen« verfaßt hatte. Er war anonym und mit dem Druckort »London« erschienen. Bürger fürchtete, in Göttingen aufs neue angefeindet zu werden, wenn er als Verfasser des lustigen Buches bekannt würde. Einige Jahre nach seinem Tode nannte es Althof in seiner Biographie als Werk Bürgers. Dieser Hinweis blieb jedoch ebenso unbeachtet wie die Aufnahme des »Münchhausen« in die unvollendet gebliebene Hamburger Ausgabe der Gedichte und Schriften durch Karl Reinhard im Jahre 1813. Erst 1824 konnte Reinhard die Verfasserschaft Bürgers allgemein bekannt machen. Er veröffentlichte in der

Nummer 23 des »Bemerkers«, einer Beilage der Berliner Zeitschrift »Der Gesellschafter«, eine Notiz, Raspe sei der Verfasser der englischen, Bürger der Verfasser der deutschen Ausgaben des »Münchhausen«. Letzte Gewißheit erhielt dann die literarische Öffentlichkeit, als Lionel von Donop 1872 in »Westermanns Monatsheften« den in unserer Briefauswahl enthaltenen Brief Bürgers an Dieterich vom 3. April 1791 herausgab.

Das Verhältnis des englischen zum deutschen »Münchhausen« kann hier nicht eingehend erörtert werden. Die Anmerkungen unserer Ausgabe geben darüber und über andere Einzelheiten einigen Aufschluß. Bürger übertrug das englische Werk nicht Wort für Wort ins Deutsche; er vermehrte es in beiden, 1786 und 1788 erschienenen deutschen Ausgaben um eine Reihe von vergnüglichen Geschichten. Dabei blieb der »Münchhausen« keine einfache Sammlung von Lügengeschichten. Bürger gestaltete ihn zu einem unvergänglichen Volksbuch. Raspe hatte sein Buch in einer Vorrede den englischen Standesherrn zum Lesen empfohlen; Bürger verwandelte den »Münchhausen« in eine Satire auf menschliche Schwächen und die Gebrechen der vornehmen Welt und der Herrschenden. Er machte sich schon auf der ersten Seite über die »hochpreislichen, wohlfürsorgenden Landesregierungen« lustig, die Weg und Steg verfallen ließen. Bürger spottete über die »bärbeißigen Gelehrten und Philosophen« und die »Stall-, Jagd- und Hundejunker«, die »auf die adeligste Art und Weise« ihr Geld »verjunkereien«. Das war ein Ausdruck, den Bürger in Gesprächen und Briefen des öfteren verwendete; er läßt ahnen, wie tief Bürger den Feudaladel verachtete. In der zweiten Ausgabe griff Bürger in der Gestalt eines indianischen Kaziken auch die deutschen Fürsten an. Diese Angriffe erfolgten nicht unmittelbar, und gerade das machte sie wirkungsvoll. Sie waren in lustige, unwahrscheinlich klingende Geschichten eingekleidet oder bestanden in kurzen, treffsicheren Bemerkungen.

In einigen neueren literaturgeschichtlichen Arbeiten wird behauptet, Bürger habe den »Münchhausen« gemeinsam mit Lichtenberg geschaffen. Dafür gibt es keine sicheren Beweise. Möglich ist allerdings, daß Bürger von seinem Freund zu kritischen Spitzen angeregt wurde. So sollen die Erwähnungen des peitschenkallenden englischen Kutschers, Basedows, Lavaters und des Luftschiffers Blanchard auf Lichtenberg zurückgehen. Im ganzen gesehen weisen Sprache und Stil den »Münchhausen« als Werk Bürgers aus. Die Sprache ist flüssig, leicht lesbar und voll der kernigen Ausdrücke und Wendungen, die Bürger so liebte.

Die Forschung hat zu fast allen Münchhausen-Geschichten Urformen nachgewiesen, in den lateinischen »Facetien« Heinrich Bebels (1506/07), dem »Wendunmut« (1563) Kirchhoffs, dem Eulenspiegel-Volksbuch (1515), dem Lalenbuch (1597), den Werken Abrahams a. St. Clara (1644–1709) und für die Seeabenteuer in Lucians »Vera Historia«, einer Art Satire auf die »Odyssee«. Raspe und Bürger werden bei den Erweiterungen ihre Belesenheit ausgenutzt haben. Den Titel bildete Bürger sicherlich nach »Schelmuffskys Wahrhaftiger Curiöser und sehr gefährlicher Reisebeschreibung zu Wasser und Lande« von Christian Reuter (1665–1712), deren satirischer Grundton dem des »Münchhausen« verwandt ist. Bürger besaß eine seltene Ausgabe dieses Werkes von 1696. Es ist aber zu berücksichtigen, daß alle diese Erzählungen noch lebendig waren. Man muß annehmen, daß Raspe und Bürger aus literarischen Quellen schöpften, sich aber auch – Bürgers Vorrede zur ersten Ausgabe deutet das an – auf Volkserzählungen stützten. Daraus erklärt sich nicht zuletzt die Wirkung des »Münchhausen«.

Die zeitgenössische Kritik nahm das Buch teilweise skeptisch auf. In Friedrich Nicolais »Allgemeiner deutscher Bibliothek« wurde es im Band 98 mit den Worten angezeigt: »Eine Sammlung von Lügen, die von dem Baron M. lange erzählt sind, zum Teil aber vom ungenannten Verfasser dieser elenden Schrift wohl selbst erfunden sein mögen.« Die Leser kümmerten sich freilich wenig um solche Urteile. Sie verlangten das Buch immer wieder. Schon die Ausgabe von 1786 erlebte Nachauflagen und zwei Nachdrucke. Die Zahl der Nachdrucke und Neuauflagen der zweiten Ausgabe von 1788 ist überhaupt nicht zu übersehen; allein von 1946–1950 erschienen in Deutschland 21 Ausgaben. Bürgers »Münchhausen« wurde ein Welterfolg. Er wurde zum Theaterstück, zur Oper, zum Film umgearbeitet, vielfach nachgeahmt (z. B. von Immermann), fortgesetzt (z. B. von G. F. Rebmann: »Leben und Taten des jüngern Herrn von Münchhausen«, 1795, oder von A. Krakenfuß: »Münchhausen in Californien«, 1849) und in fast alle größeren Sprachen übersetzt: ins Dänische, Holländische, Französische (zuerst 1840), Italienische, Portugiesische, Russische (zuerst 1860), Schwedische, Slowenische, Ungarische und Spanische.

Die Göttinger Universität galt im ausgehenden 18. Jahrhundert als vornehmste Hochschule Deutschlands. Hier ließen die Fürsten, der Adel und das reiche Bürgertum ihre Söhne studieren. Im Wintersemester 1792/93 waren von 753 Göttinger Studenten

104 Adlige, darunter 4 Prinzen und 6 Grafen; in Jena betrug das Verhältnis 889 zu 35. Die politischen, literarischen und wissenschaftlichen Ansichten Bürgers mußten den Göttinger Professoren schon deswegen ungelegen sein, weil sie dem Ruf der Universität schaden und dadurch vielleicht sogar ihre Einkünfte schmälern konnten.

Aus dem »Verzeichnis der Vorlesungen Bürgers« ist zu entnehmen, daß Bürger sich mit Themen beschäftigte, die wenig in die Vorstellungswelt der Göttinger Gelehrten paßten. An ihrer Universität wurden hauptsächlich Theologie, Rechtswissenschaften, Medizin und Altertumswissenschaften getrieben, meist als reines Brotstudium, den Lehrsätzen der kirchlichen Orthodoxie und den Forderungen der Regierung unterworfen. Bürger ließ 1787 »Einladungsblätter« zu seinen Vorlesungen drucken und griff diese verknöcherten wissenschaftlichen Prinzipien an.

Bürger handelte in dieser Schrift »Über Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten«. Er schrieb: »Legion heißt der Name deutscher Sprach- und Stil-Ignoranten, die gleichwohl nach überstandenen akademischen Lehrjahren die Jugend zu unterrichten sich unterfangen . . .«. Bürger wollte beitragen, die Einheit der deutschen Sprache zu festigen und ihre Reinhaltung fördern. Er verlangte ein liebevolles und genaues Studium der Muttersprache. Gleichzeitig spottete er über eine »Sachgelehrsamkeit«, die »kaum bis an die Landes- oder Ländchens-Grenze« gilt, »einen Schritt hinüber ist sie – Plunder«. Ohne Zweifel besaß Bürger das Recht so aufzutreten.

Er hatte sich als Dichter und Übersetzer lange mit sprachlichen Fragen beschäftigt und die Literatursprache durch Aufnahme von Wendungen aus der Volkssprache verjüngt. Einige Neuschöpfungen seien genannt: Wagemut, Ackerflur, festummauert, Adelsbrut, querfeldein, allnächtlich, Friedensbund, Gemeingut, Kampferfahrung, Lausejunge, sattelfest, Volksgewimmel, zehärmen. Viele seiner Wortschöpfungen gehören noch heute zur Umgangssprache.

Nach dem Empfang der »Einladungsblätter« schrieb Goeckingk am 12. Oktober 1788 an seinen Freund: »Durch Euer Programm, das übrigens das erste in seiner Art in jedem Verstande ist, werdet Ihr Euch die Fakultäts-Gelehrten vollends nicht zu Freunden gemacht haben . . .«. Wirklich verlor Bürger noch mehr an Ansehen. Wie abfällig die Universitätslehrer über ihn gesprochen haben müssen, lassen viele seiner treffsicheren und bissigen Epigramme ahnen. Der Dichter wandte sich mit ihnen weniger an sein altes

Publikum, als an Dichtergenossen und Gebildete. Trotzdem wurden viele von ihnen zu »geflügelten Worten«, an ihrer Spitze der prächtige »Trost«:

Wann dich die Lästertunge sticht,
So laß dir dies zum Troste sagen:
Die schlechtesten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen.

Besonderes Aufsehen erregte Bürger, als er für die Kantsche Philosophie eintrat. Die offiziellen Universitätsphilosophen lehnten es damals noch ab, von Kants Werken Kenntnis zu nehmen. Bürger dagegen hatte schon bald nach dem Erscheinen der »Kritik der reinen Vernunft« (1781) begonnen, sich mit Kant zu beschäftigen. Lichtenberg, der sich – wie Aphorismen und Briefe bezeugen – kritisch mit dem Königsberger Denker auseinandersetzte, riet ihm, über Kant zu lesen. Die Vorlesung »Einige Hauptmomente der Kantschen Philosophie aus der Kritik der reinen Vernunft« aus dem Jahre 1787/88 (s. Vorlesungsverzeichnis) wurde 1803 von einem Unbekannten (vermutlich von Reinhard) unter dem Titel »Haupt-Momente der kritischen Philosophie« veröffentlicht. Bürgers Ziel war es den Stoff verständlich darzustellen, deswegen bediente er sich einer Reihe von Erläuterungsschriften, allerdings allzu wörtlich.

Bürgers Vorlesung über Ästhetik war anfangs auf den Grundsätzen der vorkantischen Ästhetik aufgebaut. Im Vorlesungsverzeichnis stand sie als Vorlesung über die »Ästhetik nach Eberhards Theorie der schönen Wissenschaften« verzeichnet. Johann August Eberhard (1739–1809) war ein Verfechter der Baumgartenschen Ästhetik, die auf den philosophischen Lehren Wolffs beruhte. Von 1790 an versuchte Bürger, von Kants »Kritik der reinen Vernunft« (1788) und der »Kritik der Urteilskraft« (1790) auszugehen. In manchen Teilen hielt er allerdings an den von Kant widerlegten Theorien fest. Leider sind von der erstgenannten Vorlesung nur Bruchstücke erhalten. Reinhard veröffentlichte sie 1832 in einem Bändchen »Ästhetische Schriften von G. A. Bürger«, nachdem er bereits 1825 die Vorlesung Bürgers aus den Jahren nach 1790 als »Lehrbuch der Ästhetik« hatte drucken lassen. Beide Bände sind von Christian Janentzky (G. A. Bürgers Ästhetik, 1909) so umfassend und eingehend untersucht worden, daß wohl schwerlich über die Quellen und über den Wert der erhaltenen Vorlesungen viel Neues beizubringen sein wird. Janentzky wies einwandfrei nach, daß Bürger keineswegs die

Ästhetik des Sturm und Drang vortrug. Beispielsweise äußerte er sich über den Begriff des Genies oder den der Nachahmung durchaus im Sinne der frühen Aufklärung, bzw. im Anschluß an Kant. Selbst dort, wo er über Probleme sprach, die von den Stürmern und Drängern und ihren direkten Vorläufern recht eingehend erörtert worden waren, beispielsweise über die drei Einheiten im Drama, ließ er keinen seiner alten Kampfgesellen zu Wort kommen. Diderot und Lessing wurden gelegentlich zitiert, oft genug aus zweiter Hand. Von Lessing hat Bürger zu seiner Vorlesung nur die »Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm«, die er aus den »Schriften« (1771) kannte, eingehend benutzt. Ja, selbst zu Fragen, an deren Lösung er selbst mitgearbeitet hatte, wagte er sich nicht frei zu äußern. Bürger trug überhaupt, so stellte Janetzky fest, kaum eigene Gedanken vor. Er schöpfte aus dem reichhaltigen literatur- und kunsttheoretischen Schrifttum seiner Zeit, aus Eberhards Schriften, aus Baumgartens »Ästhetica« (1750 bis 1758), aus Engels »Anfangsgründen einer Theorie der Dichtungsarten« (1783), aus Schotts »Theorie der Wissenschaften« (1789/90), nicht selten auch aus belanglosen Erläuterungsschriften. Das war bei dem Umfang seiner Vorlesungen grundsätzlich nicht zu verwerfen und zudem damals im akademischen Lehrbetrieb durchaus üblich. Bürger entlehnte jedoch lange Absätze fast wörtlich, ohne seine Quellen exakt anzugeben. Das zeugt gewiß nicht von wissenschaftlicher Genauigkeit, aber ihn deswegen in eine Art Hochstapler zu verwandeln, wie das Janetzky tat, heißt weit über das Ziel schießen. Freier verhielt sich Bürger bei der Wahl literarischer Beispiele. Da er die schöngeistige Literatur seiner Zeit ausgezeichnet kannte, übernahm er nur teilweise die Beispiele seiner Vorlagen, die meisten suchte er selbst aus den Werken Shakespeares, Lessings, Wielands, Goethes, Goeckings, F. L. zu Stolbergs und nicht zuletzt Schillers aus. Bei seinen Vorlesungen über Stilistik folgte Bürger den Vorlagen noch wortgetreuer. Janetzky konnte das an Hand des von Reinhard 1826 herausgegebenen »Lehrbuchs des deutschen Stils« nachweisen.

Die Wirkung der Vorlesungen Bürgers war nicht sehr groß. Wenn er über Ästhetik las, hatte er durchschnittlich 10 Hörer; beim Kant-Kolleg waren es rund 50. Das stellte jedoch keine Ausnahme dar: Heyne las einmal ein deutsches Privatissimum für 2 Studenten! Deutsche Sprache und Literatur genossen nun einmal in Göttingen wenig Achtung. Als Bürger einst in einem kleinen Kreise eigene Gedichte vorgetragen hatte, äußerte sich Professor Böhmer zu ihm: »Ich muß gestehen, Sie haben ein un-

gemeinen Habitus in dergleichen Allotriis. Wo nehmen Sie denn alles das Zeug her?»

Das Verhalten seiner Kollegen hat Bürgers Selbstbewußtsein lange nicht erschüttern können. Er konnte jedoch mit den schmalen Einkünften eines Privatdozenten nicht auskommen und versuchte, seine Honorar-Einnahmen zu erhöhen. Freilich vergebens, selbst seine Zeitschrift, die »Akademie der schönen Redekünste«, blieb ohne nennenswerten Erfolg. Alle Bemühungen seiner Freunde, ihm eine andere Stelle zu verschaffen, schlugen fehl. Bürger erkrankte und begann wieder zu verzweifeln, vor allem als auch sein literarisches Ansehen 1791 durch die Kritik Schillers an seinen Gedichten erschüttert wurde.

Schillers Kritik der Gedichte Bürgers¹

Die Kritik Schillers ist ein Streitobjekt der Literaturgeschichte. Man bejahte und verwarf sie, unterstrich diesen Teil und lehnte einen anderen ab. Erst in den letzten Jahrzehnten gelang es der Literaturgeschichtsschreibung, objektive Grundlagen zur Wertung der Rezension zu erarbeiten.

Alexander Abusch hat in seinem Buch »Schiller. Größe und Tragik eines deutschen Genius« (1955) versucht, Wesen und Bedeutung der Schillerschen Bürger-Kritik festzustellen. Er ging davon aus, daß »nicht selten, auch von marxistischen Literaturhistorikern, die Meinung vertreten worden« ist, »Schillers Kritik habe eine Unterschätzung Bürgers ausgedrückt – oder es wurde gar behauptet, sie zeuge von einer reaktionären Haltung Schillers gegenüber Bürger«. Leider ließ Abusch offen, wen er damit meinte. Offenbar waren es Franz Mehring, Paul Reimann und Franz Leschnitzer. Mehring (Schiller, 1905) und Reimann (Über realistische Kunstauffassung, 1950) lehnten Schillers Arbeit über Bürger ab. Auch Leschnitzer, dessen Aufsatz mehrfach erwähnt wurde, schätzte sie negativ ein. In einem Punkt haben Mehring, Reimann und Leschnitzer jedoch unbedingt Recht: Es ist unerlässlich, sich mit der Rezension kritisch auseinanderzusetzen. Das deutete bereits Goethe an, der sich anfangs, wie Schiller am 3. März 1791 an Körner schrieb, dem Urteil seines Freundes angeschlossen hatte. Goethe äußerte sich an einen Brief an Zelter vom 6. November 1830 sehr abfällig über Bürgers »Frau Schnips«,

¹ Die Kritik Schillers »Über Bürger's Gedichte« wurde nicht in den Abschnitt »Über Bürgers« aufgenommen, weil sie neuerdings mehrfach gedruckt wurde, so von Hans Mayer im ersten Band der »Meisterwerke deutscher Literaturkritik« und in der Schiller-Ausgabe des Bibliographischen Institutes.

fuhr dann aber fort, »Schiller hielt ihm freilich den ideellgeschliffenen Spiegel schroff entgegen, und in diesem Sinne kann man sich Bürgers annehmen . . .«. Das »Echte, Wahre« in Bürgers Talent werde »immer . . . in der Geschichte der deutschen Literatur mit Ehren genannt werden«.

Wenn man die Beziehungen zwischen Bürger und Schiller vor dem Jahre 1791 kennt, kann man schwer verstehen, warum der Weimarer in seiner Kritik Bürger persönlich angriff. Anfang der achtziger Jahre war Schiller von einigen Werken Bürgers sehr beeindruckt. Davon zeugen seine Gedichte »Kastraten und Männer«, »Der Venuswagen«, »Die schlimmen Monarchen« und »Triumph der Liebe«. Im April 1789 lernte er in Weimar Bürger – der damals auch Goethe besuchte (vgl. Anmerkung zu dem »Epigramm gegen Goethe«) – persönlich kennen. Er berichtete an Körner: » . . . ein gerader ehrlicher Kerl scheint er zu sein, mit dem sich allenfalls leben ließe« (30. April 1789). Bürger übersandte ihm kurz danach seine zweite Gedichtausgabe mit einem Schreiben, von dem zwei Entwürfe erhalten sind. Der eine lautet: »Die Beilage biete ich Schillern, dem Manne, der meiner Seele neue Flügel und einen kühnern Taumel schafft, zum Zeichen meines Dankes und meiner unbegrenzten Hoffnungen von ihm mit der wärmsten Hochachtung an.«

Vielleicht sind Schiller Gerüchte über den angeblich sehr leichtsinnigen Lebenswandel Bürgers zugetragen worden, und er hat sie geglaubt? Auch Herder traute ja solchen böse übertriebenen Erzählungen; er hat die Althofsche Biographie in einer fragmentarischen, erst aus dem Nachlaß veröffentlichten Besprechung allen »studierenden Jünglingen« zur »Warnung« empfohlen. Aber Schillers persönliche Anspielungen machen nicht das Wesen seiner Kritik aus. Schiller beschäftigte vor allem das Problem der Volkstümlichkeit. Es ging Schiller, so schrieb Abusch, »darum, nachzuweisen, daß es einen sehr hohen Rang erfordere, Volksdichter zu sein. Nicht Vulgarisierung, nicht Senkung des Niveaus, aber höchste Simplizität . . . ist charakteristisch für den wahren Volksdichter«. Bürger hatte sich mit der gleichen Frage befaßt und sie als Dichter und Theoretiker für eine Zeit gelöst, als eine Avantgarde des Bürgertums sich um Beziehungen zu den unteren Volksschichten bemühte. Die Jahre vor der Französischen Revolution und die Wirkung dieser Revolution in Deutschland hatten inzwischen neue Verhältnisse geschaffen. Es war ungerecht von Schiller, Bürgers Werke ausschließlich mit dem Maßstab der neuen historischen Epoche zu

messen. Er verkannte dabei auch, daß Bürger, der dem Volksdichter den höchsten Rang eingeräumt hatte, Gedichte geschaffen hatte, die Gebildeten und Ungebildeten teuer geworden waren. Der bekannte Schiller-Forscher Reinhard Buchwald schrieb denn auch, daß die »Kritik . . . nur zu rechtfertigen ist, wenn man sie – was auch Schiller selbst deutlich zu erkennen gibt – als eine Abrechnung des Verfassers mit seiner eigenen Vergangenheit versteht«.

Bürger verwahrte sich in einer »Vorläufigen Antikritik und Anzeige«, die wie Schillers Kritik 1791 in der »Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung« erschien, scharf gegen Schiller und entfesselte, nachdem dieser in einer »Verteidigung des Rezensenten« (ebenda) an seiner Meinung festhielt, eine Art literarische Fehde. Sie blieb freilich einseitig. Schiller antwortete auf Bürgers Spottgedichte und Epigramme nicht. Bürger zeigte sich in ihnen satirisch und witzig wie selten. Aber sein Versuch, einen Widerspruch zwischen Schillers literaturkritischen Ansichten und seinen Dichtungen zu finden, war völlig verfehlt. Er hat das wohl selbst gespürt und brach mit einem Epigramm »Über Antikritiken« seine Angriffe ab.

Die literarische Öffentlichkeit beurteilte Schillers Rezension ebenso verschieden wie später die Literaturhistoriker. Sie erkannte den anonymen Kritiker sehr bald und rechnete Schiller mit Recht an, daß er seinen Namen verschwiegen hatte. Goethes Urteil wurde bereits angeführt. Als Beispiel für die einander widersprechenden Einschätzungen sei erwähnt, daß die »Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften« sich Schiller anlässlich von Rezensionen der Gedichte Bürgers und des Musenalmanachs 1793 in ihrem 49. und 50. Band rückhaltlos anschloß. C. F. Cramer, Professor in Kiel, nannte sie dagegen eine »mäkelnde Rezension« und verwarf sie (Menschliches Leben, 1791).

Schiller selbst hat an seinem Urteil grundsätzlich festgehalten. Allerdings hat er eingesehen, daß er überspitzt hatte und Bürger nicht gerecht geworden war. Am 27. Juni 1798 schrieb er an Wilhelm von Humboldt: »Wirklich hat uns [Goethe und Schiller] beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementar-Begriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Methaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht recht geschickt ist, handhaben. Mir ist dies vis a vis [gegenüber] von Bürger begegnet.« Wilhelm von Humboldt knüpfte hier an und meinte, daß Schiller »in jener Kritik das Ideal zu unmittelbar auf einen

besonderen Fall angewendet« habe. »Denn ... [Bürger] wird ... gewiß jede Phantasie auf das poetischste anregen, und jedes Gemüt mit einer ihm ganz eigenen Wahrheit und Innigkeit ergreifen« (Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung, 1830).

Die Wirkung der Kritik Schillers auf Bürgers Dichtung war nicht allzu groß. Wenn man von den erwähnten Antikritiken absieht, bestand sie in dem Versuch, seine Gedichte zu überarbeiten. Er legte dabei Wert darauf, sie in Versmaß und Sprache möglichst glatt und gefällig zu gestalten, beseitigte allzu kräftige Ausdrücke und Wendungen, ist dabei jedoch nicht weit gekommen, nur die »lyrischen Gedichte« wurden ausgefeilt. Seine Grundansichten über Popularität als höchste Forderung an die Dichtkunst änderte Bürger nicht. Das zeigen seine Gedichte und Lieder, die er in den Jahren der Französischen Revolution schuf.

REVOLUTION

Im Sommer 1789 kam die Nachricht nach Deutschland, daß sich in Frankreich das Volk zum offenen Kampf gegen das Feudalsystem erhoben habe. Historisch betrachtet war die Französische Revolution der Jahre 1789 bis 1794 eine bürgerliche Revolution. Dennoch hatte Goethe recht, als er in der »Kampagne in Frankreich« (1822) sagte, daß mit ihr »eine neue Epoche der Weltgeschichte« begann.

In Deutschland fand die Französische Revolution eine sehr widerspruchsvolle Beachtung. Die meisten Deutschen konnten sich nicht aus der dumpfigen Atmosphäre der Untertanentreue befreien. Sie begriffen nicht, was die Ereignisse in Frankreich bedeuteten und verabscheuten die Revolution. Zu ihnen gesellten sich sogar Schriftsteller und Dichter, wie Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, die einst an der Seite der Stürmer und Dränger gestanden hatten. Eine kleinere Gruppe, Goethe, Klinger, Voß und andere, bejahte den Inhalt und die glücklichen Folgen der Revolution, lehnte jedoch ihre Methoden ab, obwohl diese doch zu nichts anderem dienten, als ihre eigenen Ideen in Taten umzusetzen. In Deutschland erkannten nur wenige die Ziele, Ergebnisse und zugleich die Methoden der Revolution an. Zu ihnen gehörten, freilich nur mit zeitweiligen Schwankungen und persönlichen Vorbehalten, Georg Forster und die Mainzer Jakobiner, Herder, Einsiedel, Hölderlin, Rebmann, Knigge und Gottfried August Bürger. Bürger schrieb am 9. April 1793 an Goeckingk:

Ich »fühle ... mich in vielem Betracht oft noch so jugendlich, als vor 30 Jahren und ... bin ... geneigt, diese Umstimmung dem politischen Zeitlaufe zuzuschreiben, der mich unwiderstehlich mit sich fortreißt. Wahrlich kein Liebes-Abenteuer hat je mein ganzes Wesen so sehr in sich hinein verstrickt, als das gegenwärtige große Weltabenteuer ...«

Ende der achtziger Jahre hatte Bürgers dichterische Schöpferkraft unter der Last der Göttinger Misere zu versiegen angefangen. Jetzt wurde sie aufs neue fruchtbar. Bürger schenkte seinem Volk aber nicht nur politische Dichtungen, sondern auch neue volkstümliche Gedichte, die gedankenreich und formvollendet waren wie die aus früheren Jahren. In dem Lied »Der wohlgesinnte Liebhaber« nahm er beispielsweise das alte Thema der unehelichen Mutter auf. Aber der Geliebte des jungen Mädchens ist hier kein adliger Verführer wie der Junker von Falkenstein. Er stammt aus dem Volk und »nahm getrost, so wie sie war«, sein »Liebchen an die Hand, Und gab ihr vor dem Traualtar Der Weiber Ehrenstand«. Standesdünkel, frivoler Genuß und Kindesmord lagen außerhalb der Welt dieser sinnenfreudigen, aber zugleich tugendhaften und anständigen Menschen.

Bürgers Verhältnis zur Französischen Revolution ist von der Literaturgeschichtsschreibung meist recht oberflächlich dargestellt worden. Wenn bürgerliche Literaturhistoriker schon einmal anmerkten, daß Bürger für die Revolution eintrat, erwähnten sie bestimmt nicht, wie lange er das getan hat. Nur Ferdinand Joseph Schneider betonte mit Nachdruck, daß Bürger auch noch während der Jakobinerherrschaft die Revolution verteidigte: Bürger »sagte sich ... von den Freiheitsbestrebungen des Westens selbst dann noch nicht los, als sich viele seiner ehemals auch mit der Erhebung des Nachbarvolkes sympathisierenden Zeitgenossen von den Brutalitäten der Jacobiner schon abgestoßen fühlten und den Feldzug gegen die ‚Westhunnen‘ [wie F. L. zu Stolberg die Revolutionäre in einem Gedicht nannte] begrüßten« (Die deutsche Dichtung der Geniezeit). Vom marxistischen Standpunkt wurde Bürgers Stellung zur Revolution bisher nur von Lore Kaim gründlicher untersucht. Sie veröffentlichte in Heft 3/1955 der »Zeitschrift für Geschichtswissenschaft« einen Aufsatz »Gottfried August Bürger und die Französische Revolution«.

Bürgers Verhältnis zur Französischen Revolution zu behandeln, ist nicht einfach. Bürger scheute sich zwar nicht wie sein Freund Lichtenberg, offen aufzutreten, aber er hütete sich doch, allzuviel verlauten zu lassen. Er schrieb an Goekingk, er könne seine

Meinung »nicht weiter aufdecken« »da wir in Zeiten leben, in welchen einen so gern alles, was eine Nase hat, anschnüffelt, und die Ketzerei gar oft auf eine . . . gründliche Weise herausgebracht wird« (9. April 1793). Trotzdem wußten viele Zeitgenossen recht genau, wie er dachte. Der reaktionäre Professor Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, der durch verschiedene Reisen gut über die Lage in Europa unterrichtet war, verglich ihn in einem Brief vom 9. Juli 1793 ohne weiteres mit Wedekind und Böhmer, die neben Georg Forster zu den Führern der Mainzer Jakobiner gehörten. Und wenn Lichtenberg am 14. Juni 1794 an Heyne schrieb, er habe sich »in den drei oder vier letzten Jahren so oft über Bürger geärgert« und »daß er größtenteils an seinem Unglück selbst schuld war«, so meinte er, Bürger hätte es leichter gehabt, wenn er seine Meinung ganz verborgen hätte. Selbstverständlich erregte Bürger aufs neue den Unwillen der Göttinger Professoren. Lichtenberg kennzeichnete ihr politisches Denken so: »Unter Professoren ist wahrlich keiner, der Revolutionsprinzipien hegte. Man wägt und vergleicht freilich, aber wo es auf Taten ankommt, da ist kein einziger, der nicht sein Leben für die Regierung ließe« (An Ebell, 26. Februar 1795). Charakteristisch für ihre Haltung war, daß sich sogar der freisinnige Schlözer in seinen »Staatsanzeigen« gegen die Erhebung erklärte. Es war da nicht erstaunlich, wenn die hannöversche Regierung es ablehnte, Bürger ein Gehalt zu bewilligen, obwohl er krank war und keine Vorlesungen mehr halten konnte.

Der Widerwille der Professoren und der Regierungsbeamten gegen Bürger ist vielfach mit dem unglücklichen Ausgang seiner dritten Ehe erklärt worden. Bürgers Ansehen war aber längst erschüttert, als ihn die Streiche seiner dritten Frau zum Gespött der Göttinger machten. Er hatte sie durch einen merkwürdigen Zufall kennengelernt. Marianne Ehrmann (1753–1795), eine unbedeutende Romanschriftstellerin und Dramatikerin, sandte ihm ein Gedicht aus ihrer Monatszeitschrift »Amaliens Erholungsstunden« (1790–1792) zu, das eine »Verehrerin der Muse Bürgers« verfertigt hatte. Elise Hahn (1769–1833), so hieß die Verfasserin, forderte in ihm den berühmten Dichter auf, um sie zu werben. Bürger ging zuerst humorvoll auf den poetischen Scherz ein, bald aber nahm er ihn ernst und beschloß, um Elise Hahns Hand anzuhalten. Er schickte dem jungen Mädchen einen langen Lebensbericht nach Stuttgart, der sie über sein Schicksal und seine Umstände aufklären sollte. In dieser »Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will« war Bürger, wie er

selbst an die Ehrmann schrieb, sichtlich bestrebt, sich schwarz zu malen, einmal, um Elise Hahn auf die Probe zu stellen, zum anderen, um ihr liebevolles Interesse einzufloßen. Unbedingte Gültigkeit können ihre Angaben nicht beanspruchen; Bürger neigte ohnehin zu Übertreibungen. Nichtsdestoweniger ist sie ein autobiographisches Dokument, dessen Selbsterkenntnis und Ehrlichkeit bemerkenswert ist. – Bürgers Freunde warnten vor einer neuen Heirat. Seine Schwester Friederike schrieb deutlich und vorwurfsvoll: »Aber sage mir, willst du alter abgeliebter Krepel denn wirklich und im Ernst den abenteuerlichen Ritterzug nach Stuttgart beginnen?« Aber Bürger schlug alle Ratschläge in den Wind. Er hat das bitter bereuen müssen. Am 29. September 1790 hatte er Elise Hahn geheiratet, und schon am 31. März 1792 mußte er sich von ihr scheiden lassen. Er nannte sie jetzt in einem Brief vom 3./12. Februar 1792 an ihre Mutter »ein verschwenderisches, üppiges, heuchlerisches, verbuhltes und ehebrecherisches Weib«. Elise Hahn hatte ihn schon einen Monat nach der Hochzeit betrogen; sie hatte seinen Haushalt vollkommen verlottern lassen und viele hundert Taler vergeudet.

Der kranke Dichter konnte sich in dieser Zeit nur dadurch am Leben erhalten, daß er Übersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Italienischen anfertigte. Im Herbst 1793 wurde ihm auch das unmöglich. Eine schwere Leberentzündung gesellte sich zu seinem Halsleiden, das ihn schon seit Jahren quälte, und warf ihn aufs Krankenlager. Er bat über Heyne die Regierung abermals um ein kleines Gehalt, hatte er doch nun schon 10 Jahre mit Erfolg an der Göttinger Universität gewirkt. Aber die Regierung dachte nicht daran, dem Todkranken Geld zu bewilligen. Nur einige persönliche Freunde unterstützten ihn noch. Heyne verschaffte ihm 50 Taler, wahrscheinlich aus der eigenen Tasche. Aber die Hilfe kam zu spät. Bürger starb am 8. Juni 1794 in Armut und Elend. – Goethe schrieb später in den »Maximen und Reflexionen« mit deutlicher Spitze gegen die herrschenden Gewalten, die Bürger verkommen ließen: »Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel Bürger.«

Als Bürger trotz seiner schweren Krankheit in Wort und Schrift mutig für das französische Volk eintrat, wußte er, daß dies nicht ungefährlich war. Hannover und Göttingen bildeten Stützpunkte konterrevolutionärer Propaganda. Professor L. T. Spittler verunglimpfte die Revolution in den »Göttingischen Gelehrten

Anzeigen«, der Göttinger Arzt Dr. C. Girtanner in sieben Bänden »Historische Nachrichten und Betrachtungen über die Französische Revolution« (1793), in einer Zeitschrift »Politische Annalen« und einem »Almanach der Revolutionscharaktere«. Bürgers Verleger Dieterich nützte die Konjunktur aus und gab von 1793–1800 einen (gegenrevolutionären) »Revolutions-Almanach« heraus. 1793 erschien in Göttingen ein Schauspiel »Der Emigrant« von P. L. Bunsen, das in rührseliger Weise das Schicksal der verjagten Feudalherren bedauerte. Gleichzeitig versuchte die Regierung, alles prorevolutionäre Schrifttum zu unterdrücken. Sie erließ am 24. November 1792 eine »Churhannöversche Verordnung gegen die Ausbreitung und Verbreitung anstößiger Zeitungen, periodischer Schriften und fliegender Blätter«, die Verfassern und Besitzern schwere Strafen androhte. Am gleichen Tage war die »Röm. Kaiserl. Verordnung gegen Pasquillen und Unruhe erregenden Schriften« erlassen worden. Auch das »Reichsgutachten gegen die Volksverführer und Aufrührer« vom 18. Januar 1793 stellte die Verfechter des »gedankenlosen Namens von Freiheit und Gleichheit« unter scharfe Strafen.

Bürger hatte bereits vor der Revolution Zusammenstöße mit der Zensurbehörde gehabt. Aus Briefen Lichtenbergs an Sömmering (9. November 1788) und F. L. W. Meyer (16. März 1789) geht hervor, daß er sich Ende 1788 / Anfang 1789 verantworten mußte. »Es war sehr arg ...«, berichtete Lichtenberg, »doch hat dafür der beste Teil des Volks den Almanach bloß unter die Märtyrer erklärt« (An Meyer, 16. März 1789). Ob die Zensurstellen von 1790 an gegen Bürger vorgingen, ist nicht genau bekannt. Einem Brief Heynes an Bürger vom 24. August 1793 kann jedenfalls entnommen werden, daß man in Hannover den Musenalmanach stets argwöhnisch durchlas und mit mißbilligenden Drohungen nicht zu sparen pflegte.

Der bereits zitierte Geschichtsschreiber der Göttinger Universität schrieb über den Eindruck, den die Revolution machte: »Der Kern der Ereignisse enthüllte sich den Göttingern sehr bald als mißgeleitete Leidenschaft« (Universität Göttingen, 1953). Ganz so war es nicht. Götz von Selle erwähnte selbst, daß es im Juli 1790 zu Bewegungen unter den Studenten kam. Am Jahrestag des Sturms auf die Bastille wurde eine Feier veranstaltet. Viele Studenten bekundeten ihre Gesinnung, indem sie sich mit der neuen französischen Nationalkokarde schmückten; die Regierung mußte deswegen am 7. Juni 1792 anordnen, daß es verboten sei, französische Kokarden zu tragen. Auf den Straßen erklangen die

Marseillaise und das 1790 entstandene »Ça ira« mit dem aufreizenden Kehrreim »Les aristocrats à la lanterne« (Die Aristokraten an die Laterne!). Selbst in den Kirchen wurden sie – zur Melodie von Kirchenliedern! – gesungen. Bürger stand also in Göttingen mit seiner positiven Meinung über die revolutionäre Bewegung in Frankreich nicht völlig allein. Er konnte auch sonst spüren, daß sein Auftreten wie früher den objektiven Bedürfnissen des Volkes entsprach. Rheinische Bauern erhoben sich im Herbst 1789 gegen die Feudalherren. 1790 griffen in Sachsen und Schlesien Bauern zu den Waffen. In Mainz und seiner Umgebung kam es nach dem Einmarsch französischer Revolutionstruppen (21. Oktober 1792) zur Bildung eines rheinisch-deutschen Nationalkonvents und einer demokratischen Republik, die von einer »Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit« geleitet wurden, an deren Spitze Georg Forster stand. Beide zerfielen erst, als preußische Truppen Mainz wieder besetzen konnten. Auch in den Jahren 1793 und 1794 flammten Handwerker- und Bauernrevolten auf. Sogar im Hannöverschen hat es solche gegeben: Unter dem Eindruck der Bauernbefreiung in Frankreich brachen in den Fürstentümern Calenberg, Hildesheim und Grubenhagen Unruhen wegen der allzu hohen Besteuerung und des Kopfgeldes aus.

Bürgers briefliche und schriftstellerische Äußerungen über die Französische Revolution ergeben natürlich keine geschlossene Theorie. Sie können deswegen *zeitlich* geordnet am übersichtlichsten charakterisiert werden.

Die erste bekannte Äußerung Bürgers zur Revolution war die Rede »Ermunterung zur Freiheit«. Bürger hielt sie am 1. Februar 1790 anlässlich einer Logenfeier. Seine Mitgliedschaft in einer Loge und vor allem seine Tätigkeit als Logenredner ist zur Beurteilung seiner politischen Ansichten so wichtig, daß darüber zunächst einige Aufklärung gegeben werden muß.

Die ersten Freimaurerlogen Deutschlands entstanden nach englischem Muster 1737 in Hamburg und 1738 in Dresden. Das deutsche Bürgertum versuchte die Geheimgesellschaften für seine Zwecke auszunutzen, bald aber setzten sich Fürsten und Adlige an die Spitze der Einzellogen und Logenbünde. Trotzdem haben viele Freimaurerlogen des 18. Jahrhunderts bürgerlich-fortschrittliche Gedanken verbreitet, des öfteren auch eine politische Rolle gespielt. Ernst Brandes (1758–1810), Geheimer Kanzleisekretär in Hannover, ein Gegner der Logen und auch der Französischen Revolution, umriß in seiner Schrift »Über

einige bisherige Folgen der Französischen Revolution, in Rücksicht auf Deutschland« (1792) die Ziele der Logen recht genau, als er schrieb, daß sie sich für die »Ausbreitung einer schätzenswerten Geselligkeit«, die »Annäherung der Stände« und die »Ausübung von Wohltätigkeit« einsetzten. Sie suchten aber auch, so meinte er, »die positive Religion [das Christentum] durch geheime Verbindungen ganz entbehrllich zu machen«. Schließlich »war nicht minder Hauptsache dieser Sekte«, ein »politisches System, das Despotismus und Intoleranz verdrängen sollte«, einzuführen.

Bürger war ein eifriger Freimaurer. Am 3. März 1775 trat er in die 1773 gegründete Loge »Zum goldenen Zirkel« (Le compas d'or) ein. (Als offizieller Stiftungstag galt der 3. Februar 1775.) Trotz des vier Stunden weiten Weges von seinem Wohnsitz bis nach Göttingen besuchte er ihre Zusammenkünfte sehr regelmäßig. 1776 wurde er in den 2. Grad aufgenommen und noch im gleichen Jahr erhielt er die Meisterwürde. In den Jahren 1777–1783 und 1786–1793 bekleidete er das Amt des Redners. Es oblag ihm, Neulingen und in höhere Grade Aufsteigenden die »Erklärung der Aufnahme« zu geben. Am 10. März 1779 unterrichtete er den späteren General Scharnhorst (s. dort) über die Pflichten eines Maurers. Bürger hatte außerdem bei allen wichtigen Sitzungen Reden zu halten; er ist insgesamt mehr als ein dutzendmal aufgetreten und hat – den Logenprotokollen nach – großen Beifall geerntet. Erhalten sind freilich nur drei Reden: »Über die Zufriedenheit« (3. Februar 1788) (1824), »Ermunterung zur Freiheit« (1. Februar 1790) (1875) und »Über den moralischen Mut« (im Protokoll: »Über die Kräfte des Menschen zur Tugend und über Tugendmut«, 1. Februar 1791) (1824). Bedauerlicherweise ging die Rede vom 5. Februar 1793 verloren: »Über Freiheit und Gleichheit als das schätzbarste Gut der Menschen«.

In Göttingen gab es neben der Loge »Zum goldenen Zirkel« die 1765 entstandene »Schottenloge Augusta zu den drei Flammen«, eine Nebenloge der »Altschottischen Loge Carl zum Purpurmantel« in Hannover, die von hohen hannöverschen Beamten geleitet wurde. Bürger muß Gründe gehabt haben, nicht in diese, sondern in die offenbar als eine Art Gegenloge gegründete Loge »Zum goldenen Zirkel« einzutreten. Meister vom Stuhl (Leiter) der »Loge zum Purpurmantel« war seit 1784 Professor Spittler. Ihr gehörten G. L. Böhmer, H. P. Sextroh, J. G. Feder und Dr. Girtanner an – alles konservativ, ja reaktionär eingestellte Professoren. Meister vom Stuhl der Loge »Zum goldenen Zirkel«

war 1775–1783 ein Leutnant Brehm und dann Bürgers Freund Dr. med. Jäger. Ihre Mitglieder entstammten nicht so sehr dem Kreis der Professoren und Pfarrer, wie die der Loge »Zum Purpurmantel«, sondern mehr der mittleren Intelligenz und sogar Handwerkerkreisen. Von ihren 28 Stiftern waren 9 Militärpersonen, 11 Juristen (Advokaten und Studenten) und nur 2 Theologiestudenten; insgesamt hatte die Loge 285 Mitglieder, davon nur 1 Prediger und 31 Theologiestudenten, aber 123 Juristen (Studenten und »junge Doktoren«), 25 Offiziere und 21 Kaufleute und »Fabrikanten«. Darin mag wohl einer der Gründe liegen, warum in Bürgers Loge nach 1790 viel über die Zeitereignisse gesprochen wurde, obwohl das statutenmäßig nicht erlaubt war. Am 5. November 1793 wurden die beiden Göttinger Logen wie alle geheimen Gesellschaften verboten.

Bürgers »Ermunterung zur Freiheit« ist eine rhetorische Meisterleistung. Ihre Bilder und Vergleiche sind volkstümlich und treffend, ihre Sprache schwungvoll und mitreißend. Sie ist bestimmt von dem Streben, die Herzen zu rühren, die Brüder aufzurütteln. Der Redner wußte, daß die Nachrichten aus Paris seine Zuhörer tief beeindruckt hatten und unternahm es, die Revolution zu rechtfertigen. Er erklärte historische Umwälzungen als notwendig und suchte zu beweisen, daß auf der Seite des Neuen stets das Recht ist. Dieser Gedankengang war ganz eindeutig aus Jean Jacques Rousseaus »Gesellschaftsvertrag« erwachsen. Bürger beschäftigte sich insbesondere damit, die Rolle der Ideen in der Revolution aufzuhellen. »Philosophie, Geschichte, Rechtskunde, und die Kunst, mit Fertigkeit zweckmäßig zu reden und zu schreiben«, kurz: die »Waffen des Geistes«, hielt er für mächtiger und wichtiger als die »Lanzen und Schwerter, welche der Waffenschmied schmiedet«. Die »Waffen des Leibes« müssen – und das ist der entscheidende Gedanke – von den Waffen, »welche Weisheit, Schönheit und Stärke herleihen, *begleitet* und *angeführt* werden«. Für das deutsche Bürgertum war diese Seite der Revolution, ihre bewaffnete Verteidigung nach außen und die rücksichtslose Niederwerfung der Konterrevolution im Innern, sehr schwer zu begreifen. Goethe, Wieland, Schiller und andere deutsche Schriftsteller konnten gerade das nicht als historisch erforderlich verstehen. Bürger erfaßte das Kräftespiel der Revolution und verarbeitete seine Erkenntnis zu einer Fabel »Das Magnetengebirge«. Er griff wie früher bei seinen Balladen ein Sagenmotiv auf, konnte jedoch die Zeitproblematik jetzt nicht unmittelbar, sondern nur allegorisch mit ihm verknüpfen. Den-

noch war die politische Forderung der Fabel allgemeinverständlich; denn Bürger benutzte das bekannte Bild von Hütte und Palast. Die Beziehungen zwischen »Burg« und »Hütte« werden deutlich bezeichnet. Schließlich wird unverhüllt ausgesprochen, daß die Welt der Hütten nur dann Bestand haben kann, wenn sie sich mit Eisen und Stahl rüstet. Bürger bejahte also den Gebrauch der »Waffen des Leibes«; er erklärte sich öffentlich mit ihm einverstanden.

Ausbruch und Verlauf der Revolution bestätigten Bürgers Ahnung, daß die Feudalklasse innerlich zersetzt war. Er erkannte jetzt, daß derjenige, der gegen den Despotismus zur Waffe greift, moralisch im Recht ist und daß ihm schließlich der Sieg zufallen wird. In diesem Sinne muß Bürger die Volksaufstände in Brabant und Flandern und in Lüttich beurteilt haben.

In Lüttich war am 17. August 1789 ein Aufstand ausgebrochen. Fürstbischof Konstantin Franz mußte die Macht des Volkes anerkennen, verließ dann aber mit seinem Anhang das Land, worauf das Reichskammergericht in Wetzlar einen Strafzug von Reichstruppen gegen Lüttich anordnete. Im Laufe des Jahres 1790 warfen die Lütticher zweimal diese Truppenverbände zurück, erst nachdem Österreicher als Verstärkung eingetroffen waren, mußten sie sich Anfang 1791 unterwerfen. – In den österreichischen Provinzen Brabant und Flandern war es schon Anfang 1789 zu einem Aufstand gekommen. Während aber in Lüttich eine bürgerlich-demokratische Gruppe den Kampf leitete, konnten sich in Brabant und Flandern aristokratische Ständevertreter an seine Spitze stellen und das Volk aufs neue unterwerfen. Im November–Dezember 1790 übergaben sie das Land wieder den österreichischen Behörden. Das Urteil Bürgers kann mit ziemlicher Sicherheit aus den Briefen Georg Leonharts, der sich bei den Straftruppen befand, vom 18. Mai und 4. Juni 1790 abgelesen werden. Leonhart wird kaum von sich aus die Lütticher verurteilt und die Brabanter gelobt haben. Der erste Brief zeigt, daß er das als Antwort auf briefliche Bemerkungen Bürgers getan haben muß. Als Rückantwort mag ihm Bürger vorausgesagt haben, daß ein Volk in Waffen sehr leicht fürstliche Söldner schlagen könne. So geschah es denn auch. Bürger vertrat demnach einen ähnlichen Standpunkt bei der Beurteilung der belgischen Aufstände – auf die er ja schon in der Rede »Ermunterung zur Freiheit« anspielte – wie Georg Forster in seinem berühmten Reisewerk »Ansichten vom Niederrhein, Brabant, Holland und Flandern im Jahre 1790« (1791–1794).

Seine Freimaurerrede hatte Bürger nur vor dem kleinen Kreis seiner Göttinger Logenbrüder gehalten. Zwei Jahre später wandte er sich mit seiner Fabel »Das Magnetengebirge« und einer Reihe von Gedichten an ganz Deutschland.

Es war Grund dazu vorhanden. Am 11. Juli 1792 hatte die revolutionäre Regierung Frankreichs erklären müssen: »Das Vaterland ist in Gefahr!« Österreich, Preußen und die emigrierten französischen Feudaladligen rückten in Frankreich ein. Daraufhin eilten Tausende von Freiwilligen nach Paris und an die Front. Überall erklang das neue Lied der Revolution, die Marseillaise:

Voran, Kinder des Vaterlandes, der Tag des Ruhmes
[ist gekommen,
Gegen uns hat die Tyrannei die blutige Fahne erhoben.
Zu den Waffen, Bürger, zu den Waffen!

Aber die französischen Truppen waren schlecht bewaffnet und ausgerüstet, sie wurden zudem von verräterischen Offizieren geführt und mußten Schritt für Schritt zurückweichen.

In dieser Situation schuf Bürger das Epigramm »Unmut« und das »Straflied beim schlechten Kriegsanfange der Gallier«. Er veröffentlichte sie im Göttinger »Musenalmanach auf das Jahr 1793«. Dieser Almanach zeigt deutlich, wie sehr Bürger von dem »großen Weltabenteurer« mitgerissen war; er enthielt nicht weniger als 40 eigene Stücke. Ein Teil von ihnen bezog sich noch auf die Kritik Schillers. Von den Revolutionsgedichten waren vier – »Unmut«, »Straflied«, »Die Tode« und »Das Magnetengebirge« – mit vollem Namen unterzeichnet.

Zwei Probleme standen im Mittelpunkt der ersten poetischen Äußerungen Bürgers zur Französischen Revolution: Die Revolution selbst und ihre Verteidigung und die Intervention, die Deutschland aus einem Zuschauer in einen Teilnehmer an den Ereignissen verwandelt hatte. Bürger verteidigte wie in seiner Freimaurerrede und in seiner Fabel das Vaterland der Revolution. Er ist empört, daß seine Soldaten zurückweichen und ruft sie auf, den Feind zu schlagen. Im »Straflied« nannte er zugleich die Feinde der Revolution: »Pfaff' und Edelmann«. Bürger war weit davon entfernt, die Revolution auf das Wirken von Agitatoren und Demagogen zurückzuführen, wie das die reaktionären deutschen Schriftsteller taten. Carl Friedrich von Kruse (1737 bis 1806), ein nassauischer Staatsbeamter, erklärte sie beispielsweise in seiner Schrift »Wahre Darstellung der großen französischen Staatsrevolution« (1791), die Bürger nachweisbar selbst besaß,

zu einem »System zur Befriedigung eigener Wohl lust und Rach begierde«, an dessen Spitze die »reichen Müßiggänger und Pflaster treter aus dem geist-, adel- und bürgerlichen Stand« stehen. Diese Schriftstellergruppe vergrößerte sich noch, als das französische Volk den Bourbonenkönig Ludwig XVI. gefangennahm und sein Land am 21. September 1792 zur Republik erklärte.

Bürger setzte sich mit den Lobrednern der Feudalherrschaft in einer Folge von Epigrammen auseinander, die sich gegen Leopold Aloys Hoffmann (1748–1806) richtete. Hoffmann, Professor an der Universität Wien, gab die konterrevolutionäre »Wiener Zeitschrift« (1792–1793) heraus und verleumdete in ihr insbesondere Knigge, mit dem Bürger schon des längeren bekannt war. Bürger entlarvte Hoffmann und seine Kollegen als käufliche Subjekte und sprach ihnen das Recht ab, im Namen Deutschlands aufzutreten. Er selbst zählte sich mit Stolz zu den Schriftstellern und Dichtern, die ungeachtet persönlicher Nachteile zu keinerlei Kompromiß bereit waren. Er hatte das schon früher in seinen Epigrammen »Mannstrotz« und »Auf das Adeln der Gelehrten« zum Ausdruck gebracht.

Bürger behandelte im »Musenalmanach auf das Jahr 1793« nicht allein die Ereignisse in Frankreich, er brachte sie in Verbindung mit dem Ringen um Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Deutschland. In diesem Zusammenhang muß besonders das Gedicht »Die Tode« gesehen werden, eine der wichtigsten und zugleich der poetisch schönsten Äußerungen deutscher Dichter zur Revolution.

Bürger schuf 1792 außer den im Musenalmanach für 1793 veröffentlichten Dichtungen noch einige, teils fragmentarische Epigramme, Gedichte und Lieder, die erst 1875 von Strodtmann vorgelegt wurden. Sie runden das Bild ab, das bisher gewonnen worden ist: Bürger glaubte an die Ziele, Methoden und den Sieg der Revolution. Zugleich erkannte er, daß es unmöglich sei, sie alsbald auf seine Heimat zu übertragen. Er forderte nicht dazu auf, die Waffen umzukehren, sondern beschränkte sich auf den Rat schlag, nicht gegen die französischen Revolutionäre zu kämpfen. Er glaubte aber daran, daß sich auch in Deutschland einmal eine revolutionäre Umwälzung vollziehen würde. In dem Epigramm »Uns, die wir nicht, wie ihr, vom Recht zu herrschen denken . . .« sagte er ja: »Doch wendet sich, wie man Exempel hat, . . . das Blatt, o wird's uns hoffentlich auch R[ehberg]g nicht verdenken, Wenn wir zu unserm Wohl . . . ein wenig – henken.«

Sehr aufschlußreich ist die Form von Bürgers Revolutions-

dichtungen. Lore Kaim hat sie in detaillierter Weise untersucht. Ihrer Meinung nach gelang es Bürger nicht, seine positive Einstellung zur Revolution so volkstümlich einzukleiden, wie den Stoff und den Gehalt seiner Balladen und der Gedichte aus den siebziger und achtziger Jahren. Die Epigramme sind allerdings innerhalb dieser Gattung Meisterstücke. Ihr Witz überrascht; er trifft genau das Wesentliche; ihre Sprache ist (wie in der Fabel »Das Magnetengebirge«) prägnant, lakonisch; sie sind aber in der Tat nicht volkstümlich. Bürger spürte das und versuchte singbare Gedichte zu schaffen. Aber das gelang ihm bei weitem nicht so wie früher. Über das Gedicht »Die Tode« schrieb Lore Kaim: »Bürger tritt hier wie dort [in der Rede »Ermunterung zur Freiheit«] als Revolutionsprediger auf, als Lehrer. Gleich ist das oratorische Pathos, gleich auch die Behandlung der Fragen vom moralischen Standpunkt aus. Bezeichnend für den rhetorischen Zug des Gedichtes ist das für Bürger ungewöhnliche Versmaß, der Alexandriner, der den bewußt pathetischen Schwung der Verse unterstützt.

Bürgers Sprache ist in den ersten vier Strophen ganz abstrakt. Er bleibt in allgemeinen Begriffen stecken: Tugend – Menschenrechte – Vaterland – Ewigkeit. Die gewählten Bilder sind unanschaulich und teilweise formelhaft. Am deutlichsten wird dies in der 3. Strophe, die den sonst von Bürger ganz abgelehnten Kompromiß mit dem ‚guten Fürsten‘ enthält . . .

Diese vier ersten Strophen enthalten die positive Aussage des Gedichtes: die vier Möglichkeiten des Heldentodes, angefangen vom Tod im revolutionären Kampf über den Tod im nationalen Kampf, den Tod für den ‚guten Fürsten‘ bis zum Tod für Familie und Freund. Die Darstellung bleibt allegorisch, unrealistisch.«

»Die beiden letzten Strophen unterscheiden sich wesentlich von den ersten. Hier nimmt der Dichter Stellung zu Fragen, die in Deutschland für das Volk aktuell waren, und das war in den Jahren 1792/93 *nicht* die Frage des Heldentodes fürs Vaterland, noch weniger für die Revolution – die deutschen Soldaten wurden von ihren Fürsten in einen ungerechten Krieg getrieben, das war die deutsche Wirklichkeit.

Diesen unrühmlichen Tod prangert Bürger an. Seine Sprache ändert sich mit einem Schlage, sie verliert ihren hohen rhetorischen Schwung, sie wird plebejisch. Bürger steigt herab von seiner Kanzel, gesellt sich unter das Volk, spricht in dessen Sprache. Kein einziger abstrakter, allegorischer Ausdruck mehr – alle Bilder sind von volkstümlicher Anschaulichkeit:

Für blanke Majestät, und weiter nichts verbluten,
Wer das für groß, für schön und rührend hält, der irrt.
Denn das ist Hundemut, der eingeweicht mit Ruten
Und eingefuttert mit des Hofmahls Brocken wird.

Noch krasser ist die letzte Strophe . . . Verschwunden ist die unrealistische Moraldiskussion, Bürger greift zur Abschreckung auf die anschaulichste und bekannteste Vorstellung zurück, die im Volk lebt, auf die ‚Hölle‘. Die Attribute der Schändlichkeit sind realer als ‚Zepter, Wag‘ und Schwert in tugendhafter Hand‘ – es sind ‚Rad und Galgen‘. Auch die Benennung der falschen Helden, der Söldner im Dienste der Despoten, läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, es sind ‚Straßenräuber‘, ‚Mörder‘ . . .

Selbst im Metrum macht sich der krasse Wechsel bemerkbar, das Pathos, die große Geste, der Schwung der ersten Verse geht verloren, der natürliche Sprechakt überwindet den Versfuß.«

Am besten gelang Bürger der alte, volksliedhafte Ton in dem Fragment »Für Wen, du gutes deutsches Volk . . .«, das – nach Strodts Angabe – aus dem Sommer 1793 stammt. Er knüpfte in zweifacher Weise an sein Gedicht »Der Bauer. An seinen Durchlauchtigen Tyrannen« an: Inhaltlich, indem er ein politisches Tagesproblem aufgriff, formal, indem er abermals einen als Monolog erscheinenden Dialog in der Volkssprache, mit durchaus volkstümlichen Vergleichen schuf. Eindrucksvoll ist vor allem die zweite Strophe mit den drei rhetorischen Fragen. Sie zwingen jeden Hörer oder Leser zu einer Antwort, also zu eigenem Denken. Die vierte Strophe zeigt, warum das Lied trotz seines echten Volkstones Fragment blieb. Es gab damals in Deutschland zwar größere und kleinere Revolten, aber keine Volksbewegung. Den Gedankengang des Gedichtes hätte allein die Aufforderung abschließen können, die Waffen gegen den Feind im eigenen Lande zu richten. Aber das hätte niemand verstanden oder zur Tat werden lassen.

Aus dem Jahr 1793 gibt es außer diesem Fragment noch drei Epigramme, die sich auf die Französische Revolution beziehen: »Zum bösen Spiel gewisser Kraten . . .«, »Freiheit« und »Entsagung der Politik«. Das letztere ist möglicherweise durch den Brief Heynes vom 24. August 1793 oder bestimmte, in diesem Brief vorausblickend angedeutete, uns freilich unbekanntere Forderungen der Zensurbehörde hervorgerufen worden. Auch die anderen Epigramme könnten so entstanden sein; denn sie behandeln im Grunde dasselbe Thema wie »Entsagung der Politik«. Dann wäre

freilich Strodtmanns Datierung »Anfang 1793« nicht ganz für »Zum bösen Spiel gewisser Kraten ...« zutreffend. Die Angabe der Entstehungszeit »Sommer 1793« des Liedes »Für Wen, du gutes deutsches Volk ...« ist dagegen ganz einwandfrei. Seine letzte (fragmentarische) Strophe zeigt, daß es nach der Errichtung der Jakobinerdiktatur (31. Mai/2. Juni 1793) geschrieben sein muß; denn in Deutschland wurden die Begriffe »Sansculotten« und »Jakobiner« meist einander gleichgesetzt, obwohl sie streng genommen zwei verschiedene soziale und politische Strömungen bezeichneten. Außerdem paßt die Situation des Liedes nur zum Sommer 1793, als die Interventen, zu denen jetzt auch England, das deutsche Reich und andere Staaten gehörten, neue, wenn auch nur vorübergehende Siege gegen die Republik errangen, wobei sie u. a. am 22. Juli 1793 Mainz zurückeroberten konnten. Wie revolutionär allmählich das Rebellentum Bürgers geworden war, lassen prosaische Äußerungen erkennen. Am 24. Januar 1793 notierte er sich eine politische »Weissagung« und übergab sie später seinem Freund Althof zur Aufbewahrung. Sie wurde 1872 veröffentlicht und lautete:

Weissagung am 24. Jan. 1793

So spricht der Geist der Weissagung: Wofern die aristokratischen Despoten Großbritanniens sich nicht noch zu rechter Zeit besinnen, und den Frieden mit Frankreich dem ungerechten Kriege vorziehen, so werden sie sich eine fürchterliche demokratische Rute vor ihrer üppigen aristokratischen Ärsche binden. Der stolze, übermütige Pitt wird seine Rolle als verachteter Scheißkerl endigen. Die Göttin der Freiheit und Gleichheit verleihe dazu ihren Segen.

Zur Erklärung mag dienen, daß William Pitt d. Jüng. (1759–1806), englischer Ministerpräsident, damals schon seit Monaten einen unterirdischen Kampf gegen den revolutionären französischen Staat führte. Er war es, der nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. am 24. Januar 1793 die eben erwähnte Koalition zusammenbrachte. Bürger schätzte ihn richtig ein, und er sollte auch mit seiner »Weissagung« Recht behalten. Als Althof nach dem Tode Bürgers am 21. Juni 1794 den versiegelten Zettel öffnete, hatten die Revolutionsheere alle Pläne Pitts und seiner Bundesgenossen zunichte gemacht.

England muß für Bürger, der ja als Hannoveraner englischer Untertan war, während der ganzen Zeit der Revolution ein Blick-

punkt des Interesses gewesen sein. 1791/92 hatte er – offenbar nicht nur des Broterwerbs wegen – »Benjamin Franklins Jugendjahre« (1792) aus dem Englischen übersetzt; seit 1793 arbeitete er an der Übersetzung des zweiten Teiles dieser Erinnerungen. Franklin (1706–1790) war einer der führenden Persönlichkeiten der amerikanischen Revolution gewesen und genoß in Europa große Popularität. Um die Jahreswende 1792/93 arbeitete Bürger eine selbständige Schrift »Die Republik England« aus, die im Frühjahr 1793 in Girtanners »Politischen Annalen« erschien. Diese Zeitschrift enthielt vornehmlich Berichte, historische Übersichten und Verordnungen. Trotzdem war sie ein übles Hetzblatt, das sich vor allem gegen die Jakobiner und ihre Führer Danton, Robespierre und Marat richtete. Ihre Mitarbeiter waren schamlos genug, die französischen Revolutionäre des Kannibalismus zu bezichtigen! Ein anderes Mal hieß es hier über die Patrioten: »Ihr Wahlspruch war: Krieg den Palästen (weil dieselben große Kostbarkeiten enthalten), Friede den Strohhütten (weil es in denselben nichts zu plündern gibt).«

Der geschichtswissenschaftliche Wert der Schrift Bürgers ist nicht allzu hoch zu veranschlagen. Bürger hat die sozialökonomischen Gründe der englischen Revolution allenfalls geahnt. Den nationalen Charakter des Krieges der Iren gegen England hat er nicht verstanden. Diese Abschnitte sind in unserem Abdruck stark gekürzt, weil sie die einzelnen Kämpfe allzu eingehend schildern. Bürger sah im irischen Aufstand ein verwerfliches Aufbegehren gegen die fortschrittliche Macht des englischen Parlamentes. Offenbar stand Bürger dabei das Verhältnis des rückständigen Deutschland zum revolutionären Frankreich vor Augen. Er zielte auf eine Frage, die 1792 entstand: Sollten die fortschrittlichen Kräfte in Deutschland beim Einmarsch von französischen Truppen versuchen, deren Kraft zur Begründung neuer gesellschaftlicher Zustände auszunutzen, oder sollten sie für die Rückkehr der Feudalfürsten eintreten? Bürger beantwortete sie ähnlich wie Forster und die Mainzer Jakobiner. Er war nicht nur gegen den konterrevolutionären Interventionskrieg; seine Behandlung des irischen Aufstandes in der »Republik England« macht deutlich, daß er auch gegen Versuche war, die Herrschaft eines fremden, aber progressiven Staates abzuschütteln.

Bedeutsam ist weiterhin die Art, wie Bürger die Hinrichtung Karls I. auffaßte. Er findet kein Wort des Bedauerns für den englischen König. Der Tod Karls I. schien ihm notwendig

gewesen zu sein, um die Freiheit zu sichern. Auch hier bezog er sich auf eine aktuelle Frage. Im November und Dezember 1792, in der Zeit also, wo Bürger die »Republik England« ausarbeitete, verhandelte der Konvent über das Schicksal Ludwigs XVI. Die Jakobiner und die Kommune von Paris forderten seinen Kopf. Liest man nun die Eingangsworte der Schrift Bürgers, dann wird deutlich, daß er die Hinrichtung des Bourbonenkönigs für wahrscheinlich und sogar für notwendig hielt. Er hat sich auch nach der Hinrichtung niemals gegen sie ausgesprochen, wie das Schiller, Klopstock und andere taten. Das Epigramm »Die Könige, ihr Herrn des heimlichen Gerichts . . .«, in dem er noch eine andere Meinung vertrat, stammt schon vom September 1792. Vom September 1792 bis zur Jahreswende 1792/93 vollzog sich in Bürger eine tiefgreifende Wandlung: Er überwand die Illusionen der deutschen Aufklärung und wurde zum Republikaner.

Die Leveller erkannte Bürger als die radikalste Partei der englischen Revolution. Er wollte an ihrem Schicksal zeigen, daß es notwendig sei, die Revolution bis zu Ende durchzuführen. Zu den sozialpolitischen Maximen der Levellers bemerkte er, daß sie »nicht alles gleichgemacht wissen wollten, dessen Gleichmachung der Natur und einer echten, edlen . . . Staatskunst widerspricht«; nach ihren »sowohl mündlichen als schriftlichen Erklärungen . . . [sollte] die Gesetzgebung keinesweges befugt sein . . ., die Güterbesitzungen der Staatsbürger gegeneinander auszugleichen, das Privat-Eigentum aufzuheben, oder alle Habe gemeinschaftlich zu machen«.

Diese Bemerkung zeigt die Grenze der Volksverbundenheit und der revolutionären Einstellung Bürgers. Sie waren die eines bürgerlichen Demokraten, der daran glaubte, daß mit der revolutionären Vernichtung des Feudalsystems das Volk frei werden würde.

LEBENDIGE TRADITION

Schubart nannte im Jahre 1790 Bürger den »ersten Volksdichter der Deutschen«. Das war gewiß ein kühnes und allzu großartiges Lob. Aber es war nicht völlig unbegründet. Im ausgehenden 18. Jahrhundert wirkten nur wenige deutsche Dichter, deren Gedichte und Lieder so viel gelesen und gesungen wurden wie die Bürgers. Althof erzählte ein bezeichnendes Beispiel für die Volkstümlichkeit der Werke seines Freundes: Als Bürger »bald nach dem Abdrucke im Musenalmanach eine Reise in sein Vater-

land machte«, hatte er »die Freude, in einer an seine Schlafkammer stoßenden Bauernstube seine Lenore vom Schulmeister unter dem lautesten Beifalle der ländlichen Zuhörer, vorlesen zu hören«. Und der Bauernsohn Johann Gottfried Seume berichtete 1813 in seinen Erinnerungen »Mein Leben«, er habe die »Weiber von Weinsberg« zuerst von seinem Vater gehört, »mit Varianten bei mißlichen Stellen, deren sich vielleicht kein Kritiker hätte schämen dürfen«. In diesen Jahren, während der Französischen Revolution, während des Kampfes gegen Napoleon und später gegen die feudale Reaktion, wurden Bürgers Gedichte immer wieder in Flugschriften, Almanachen und Taschenbüchern gedruckt. Das deutsche Volk schöpfte aus seinen Versen neue Kräfte. Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852) nahm beispielsweise das »Feldjägerlied« in seine »Deutschen Wehrlieder« (1813) auf und trug »Die Tode« seinen rheinischen Landsleuten vor, als er zum Abfall von Napoleon aufforderte. Das gleiche Gedicht nahm auch die »Hanseatische Legion« in ihr Liederbuch auf, als sie in den Befreiungskrieg zog.

Zwanzig Jahre später fügten Georg Büchner (1813–1837) und Friedrich Ludwig Weidig (1791–1837) einige Zeilen aus dem Gedicht »Der Bauer. An seinen Durchlauchtigen Tyrannen« in ihr revolutionäres Flugblatt »Der Hessische Landbote« ein. Wie stark das Werk Bürgers im Vormärz wirkte, zeigt auch Heinrich Heines warmes Urteil. Er wies im Zusammenhang mit seiner Polemik gegen August Wilhelm Schlegel auf das Leben und Dichten Bürgers hin. Seine Bemerkungen sind trotz ihrer Kürze eine treffende Charakteristik. Heine dachte an französische Leser als er schrieb: »Der Name ‚Bürger‘ ist im Deutschen gleichbedeutend mit dem Wort citoyen«. Damit war die Grundlage der Volkstümlichkeit Bürgers gekennzeichnet. »Citoyen« nannten sich die französischen Revolutionäre, denen Bürger am Ende seines Lebens durch Gedichte und Schriften zu helfen suchte; »citoyen« in Frankreich und »Bürger« in Deutschland nannten sich bis 1848 alle, die das Volk befreien und neue gesellschaftliche Verhältnisse schaffen wollten.

Es läßt sich schon an der Zahl der Ausgaben ablesen, wie beliebt der Dichter im 19. Jahrhundert war. Allein Karl Reinhard (1769–1840) brachte fast ein Dutzend heraus. Ihm kam es dabei freilich nur darauf an, Geld zu verdienen. Er kaufte Althof die Vorlesungsmanuskripte Bürgers ab – Althof hatte sie beim Auktionsverkauf von Bürgers Nachlaß am 8. und 9. September 1794 erstanden – und gab sie heraus. Auf welche Art er in den Besitz der

anderen nachgelassenen Schriften und Papiere kam, ist nicht mehr genau festzustellen. Den größten Teil erhielt er von Dieterich, um die »Vermischten Schriften« (1797) zu veranstalten. Reinhard druckte aber hier nicht den gesamten Nachlaß. Er hob ihn nach und nach ans Licht, gewissermaßen ausgabenweise. Fast jede seiner Ausgaben enthielt bis dahin Unbekanntes und brachte dadurch neuen Gewinn. Die nachgelassenen Revolutionsgedichte und die Rede »Ermunterung zur Freiheit« hat Reinhard freilich nicht ein einziges Mal veröffentlicht.

Nach der Revolution der Jahre 1848/49 begannen in den Literaturgeschichten jene negativen Aussagen über Bürger zu erscheinen, auf die in dieser Einführung mehrfach hingewiesen wurde. Das deutsche Bürgertum suchte jetzt die demokratisch-revolutionären Tendenzen seiner eigenen Geschichte zu vergessen. Charakteristisch war dafür ein Aufsatz des jungen Wilhelm Dilthey, der 1875 als Besprechung der Strodtmannschen Briefsammlung unter dem Titel »G. A. Bürger und sein Kreis« erschien. Dilthey wagte zu behaupten, daß »keine von den großen intellektuellen und politischen Erscheinungen« der Zeit für Bürger und seine Freunde »wirklich vorhanden« gewesen wäre. All das hat freilich der Wirkung Bürgers wenig geschadet, zumal sich Hermann Hettner, Franz Mehring, Adolf Strodtmann, Robert Riemann, August Sauer, Erich Ebstein und andere Forscher verantwortungsbewußt mit seinem Leben und Wirken beschäftigten.

Die Flut der Bürgerausgaben hielt bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts an. Adolf Strodtmann sammelte die Briefe und veröffentlichte die nachgelassenen Revolutionsgedichte. 1902 und 1905 erschienen die bisher vollständigsten Ausgaben der Werke Bürgers von Wolfgang von Wurzbach und Erich Walter und 1914 die für eine eingehende Beschäftigung mit Bürger noch heute unentbehrliche zweite Auflage der Gedichtsammlung von Ernst Cosentius.

Das schönste Zeugnis für Bürgers schöpferische Kräfte ist aber, daß seine Lieder, Gedichte und Balladen lange Zeit gesungen wurden, ohne daß man wußte wer ihr Verfasser war. Schon zu seinen Lebzeiten begann man das »Spinnerlied«, »Lust am Liebchen«, die »Lenore«, die »Pfarrerstochter« und andere Gedichte auf »Fliegenden Blättern« zu verbreiten. Solche anonymen Einzeldrucke gab es noch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu kaufen. Und zu Beginn unseres Jahrhunderts stellten Karl Hermann Prahl und John Meier fest, daß nach wie vor da3 »Winter-

lied«, »Liebeszauber«, das »Feldjägerlied«, das »Spinnerlied« und andere Lieder und Balladen im Volk gesungen wurden.

»Was kann es Höheres geben für einen Dichter«, schrieb Johannes R. Becher, »als Namenloser ins Volk eingehen und von ihm als Lied weitergetragen werden: das ist wahrer Ruhm, und das ist Unsterblichkeit.«

INHALTSVERZEICHNIS

EINFÜHRUNG UND ZEITTAFEL

Einführung	7
Zeittafel zu Bürgers Leben und Schaffen	96

BRIEFE UND LEBENSZEUGNISSE

Briefe von, an und über Bürger	101
Lebenszeugnisse	
<i>Zeugnisse der Universitätslehrer Bürgers*</i>	239
<i>Juristische Probearbeit über einen Kindesmord*</i>	240
<i>Instruktionen für den Amtmann Gottfried August Bürger</i>	245
<i>Verantwortungen an die Regierung zu Hannover</i>	
I. <i>Aus dem Jahre 1773</i>	248
II. <i>Aus dem Jahre 1784</i>	254
<i>Verhör einer Kindesmörderin*</i>	276
<i>Verzeichnis der Vorlesungen Bürgers*</i>	293
<i>Beichte eines Mannes, der ein edles Määchchen nicht hintergeben will</i>	294

GEDICHTE UND BALLADEN

Vorrede zur ersten Ausgabe der Gedichte (1778)	309
Vorrede zur zweiten Ausgabe der Gedichte (1789)	316
Für die Freiheit des Volkes*	330
Liebeslieder*	340
Balladen*	400
Vermischte Gedichte	481

AUFSÄTZE UND ABHANDLUNGEN

Aus Daniel Wunderlichs Buch	575
Von der Popularität der Poesie	586
Prometheus	591
Über Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten. Einladungsblätter zu den Vorlesungen	591

Über deutsche Sprache. An Adelong	610
Ermunterung zur Freiheit (Freimaurerrede*)	615
Das Magnetengebirge. Allegorie oder Fabel	621
Die Republik England	621

ÜBERSETZUNGEN UND BEARBEITUNGEN

Homers Ilias. Aus dem ersten Gesang*	
<i>Jambenübersetzung</i>	633
<i>Hexameterübersetzung</i>	644
Hexengesänge aus dem Macbeth	652
Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen	656

ÜBER BÜRGER

Christoph Martin Wieland: Gedichte von Gottfried August Bürger, Göttingen 1778	729
Joachim Christoph Friedrich Schulz: Gottfried August Bürger*	729
Friedrich Matthisson: Besuch bei einem Sterbenden*	730
Ludwig Christoph Althof: Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürgers, nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben	731
Heinrich Heine: August Wilhelm Schlegel und Gottfried August Bürger*	743
Hermann Hettner: Der Volksdichter*	745
Adolf Strodtmann: Volksdichter und Freiheitskämpfer*	746
Franz Mehring: Gottfried August Bürger	749

ANMERKUNGEN UND VERZEICHNISSE

Vorbemerkung und Zeichenerklärung	754
Anmerkungen	755
Erläuterungen	827
Zur Textgestaltung	845
Verzeichnis der Gedichte und Balladen	847
Verzeichnis der Gedichtanfänge	849
Verzeichnis der Briefe von, an und über Bürger	851
Namensregister	854
Inhaltsverzeichnis	859